

Hayley Gelfuso

# DAS BUCH DER VERLORENEN STUNDEN

Roman

Aus dem amerikanischen Englisch von  
Christine Blum und Jens Plassmann

dtv

## 1

*1938, Nürnberg, Deutschland*

Ein Vater erzählte seiner Tochter 1938 in Nürnberg eine Gutenachtgeschichte. Der Mann war Uhrmacher, Sohn einer langen Reihe von Uhrmachern, die alle im jüdischen Viertel der Stadt gelebt hatten. Und wie seine Vorfahren in den letzten beiden Jahrhunderten hütete er die Zeit.

»Ab ins Bett, Lisavet«, sagte der Uhrmacher, als seine Tochter ihn zum dritten Mal an diesem Abend drängte weiterzuerzählen. »Genug Geschichten für heute.«

Draußen in den längst dunklen Gassen blies ein eisiger Novemberwind. In Gedanken war der Uhrmacher bei der Arbeit, die unten im Laden noch auf ihn wartete. Vor allem aber lag dort der am Morgen eingetroffene Brief aus Amerika auf seinem Schreibtisch.

»Ich bin nicht müde«, erwiderte Lisavet trotzig. »Ich will aufbleiben, bis Klaus nach Hause kommt.«

»Dein Bruder kommt spät«, wies der Uhrmacher sie zurecht. Doch sein Schmunzeln machte jeden Versuch, Strenge zu demonstrieren, zunicht. Er fuhr sich durch die Haare, wusste bereits, dass sie ihn zum Nachgeben bewegen würde. Mit ihrem goldblonden Haar und den karamellfarbenen Augen war das Mädchen seiner verstorbenen Frau wie aus dem Gesicht geschnitten.

Als sie noch lebte, hatte seine Frau oft gescherzt, sie hätten zwei Miniaturversionen ihrer selbst in die Welt gesetzt – er in Gestalt des Sohnes, sie in Gestalt der Tochter. Rein äußerlich betrachtet traf dies zu, doch darüber hinaus hätten Ezekiel Levy und sein Sohn Klaus unterschiedlicher nicht sein können. Klaus kam viel eher nach seiner Mutter, besaß deren anspruchsvollen Geschmack, träumte davon, in der Hauptstadt zur Schule zu gehen. Lisavet war diejenige, die ihm weit mehr ähnelte. Oftmals saß sie in der Werkstatt auf dem Hocker neben ihm und verfolgte, wie er die Zahnräder und Federn der defekten alten Uhren so lange beschwatzte, bis sie erneut zu Leben erwachten. Sie war es, die jeden Morgen die Uhren vorne im Laden aufzog und in stummer Ehrfurcht die Kunstwerke aus Holz und Metall betrachtete, die im Gleichklang mit der Zeit sangen. Sie war es auch, die eines Tages sein Geschäft erben würde mitsamt den Familiengeheimnissen, die dazugehörten.

»Erzähl noch mal von der magischen Uhr«, sagte Lisavet und packte ihn fest am Handgelenk, als er aufstehen wollte.

Eigentlich war Lisavet mit ihren elf Jahren fast schon zu alt für Gutenachtgeschichten und der Uhrmacher wusste, dass sie ihn nicht mehr lange darum bitten würde. Also setzte er sich wieder auf die Kante ihres Bettes.

»In Deutschland lebte einst ein Uhrmacher mit Namen Ezekiel. Der teilte sich mit seinen beiden Kindern ein glückliches kleines Heim direkt über dem Laden, der seit Generationen der Familie gehörte«, begann er mit tiefer Stimme, die knisterte wie ein Kaminfeuer. »Die Familie war auf der ganzen Welt bekannt für die herrlichen Uhren aus erlesenen Materialien, die sie in ihrem Laden verkaufte. Gold, Edelsteine und kunstvolle Schnitzereien schimmerten im Kerzenlicht, bei dem sie ihrer Arbeit nachgingen. Große Standuhren, kleine Tischuhren und

alles, was es sonst noch an Modellen gab. Ein Chronometer unter diesen erstaunlichen Meisterwerken war das kostbarste von allen. Eine schlichte Taschenuhr aus Messing, die seit mehr als hundert Jahren vom Vater an den Sohn weitergereicht wurde. Diese Uhr war im Gegensatz zu den anderen nicht wegen der Materialien kostbar, sondern weil ...« Er brach ab, hob die buschigen Brauen und wartete darauf, dass seine Tochter den Satz beendete. Dieses Spiel spielten sie bei all seinen Geschichten, aber besonders bei dieser.

»Weil sie es ermöglichte, mit der Zeit selbst zu sprechen«, ergänzte Lisavet im Flüsterton.

»Ganz genau«, sagte Ezekiel und tippte ihr auf die Nasenspitze. »Zeit ist die Achse, um die sich die Welt dreht. Die Menschen erfassen ihre Lebenszeit in Monaten und Wochen, als würde ihnen die ständige Berechnung des fortschreitenden Alters mit einer Verlängerung des eigenen irdischen Daseins gelohnt. Unfälle ereignen sich innerhalb von drei Klicks des Sekundenzeigers. Herzen bleiben an einem Punkt der Zeit stehen. Aber auch zwischen den Sekunden spielen sich Dinge ab. Welten werden erschaffen. Planeten brennen. Seelen entschwinden in den Raum, der zwischen einem Moment und dem nächsten liegt, und Erinnerungen sinken in die Tiefe, gehen verloren an Stille und Flammen.«

Seine Stimme wurde leiser, zischte wie vergehende Schatten. Lisavet riss die Augen weit auf.

»So ist es nicht immer gewesen. Einige Jahrhunderte zuvor lag, was aus unserer Welt und in die Stille fiel, im Verborgenen. Den Menschen verschlossen. Unbemerkt. Unbekannt. Diejenigen, die am hingebungsvollsten auf der Suche waren, ahnten, dass es noch eine andere Dimension geben musste, spürten ihr nach beim Meditieren, streiften sie in Träumen, ohne wirklich zu begreifen, wonach sie strebten. Als dann die Zeit

immer greifbarer wurde und mehr Wertschätzung erfuhr, galt dies auch für die Schatten. Die Erfindung der Sonnenuhr ermöglichte es, die Stunden zu zählen. Mit der mechanischen Uhr folgen wir sogar den Sekunden. Was man zählen kann, kann man beherrschen, und schon bald wurde der Schleier, der unsere Welt von dem Dahinter trennt, durchsichtiger. Jene, die die Sprache der Zeit erlernten, nannten sich selbst Zeithüter.«

Der Uhrmacher flüsterte das Wort Zeithüter mit ehrfurchtsvoller Bewunderung. Vor den Fenstern heulte der Wind.

»Genau wie Ezekiel«, nahm Lisavet das Stichwort auf. »Auch er war ein Zeithüter.«

»Richtig. Ein Geheimnis, das die Familie jahrzehntelang zu bewahren vermochte. Bis die Dinge sich eines Tages veränderten ...«

»Ein Unwetter zog auf«, fuhr Lisavet eifrig fort.

Ezekiel warf die Stirn in Falten und senkte die Stimme. »Ein Unwetter zog auf. Die Welt verdunkelte sich und eine Kälte machte sich breit, eisig genug, um jedes Herdfeuer zum Erlöschen zu bringen. Immer seltener kam jemand in ihren Läden, um eine Uhr zu kaufen. Ezekiel spürte, wie Finsternis in die Straßen kroch, wie sie anwuchs. Die Männer, die das Unwetter brachten, waren mitleidlos, voll Hass und feuriger Glut. Im Sommer erschienen ein paar von ihnen abends in Ezekiels Laden und fragten nach seinem Geheimnis. Sie wollten selbst in Besitz dieser Macht kommen und forderten ihn auf, ihnen die Uhr auszuhändigen, die ihn mit der Zeit sprechen ließ.«

»Doch Ezekiel überlistete sie«, erklärte Lisavet stolz.

»Ja, das tat er. Da es seine Aufgabe war, das Geheimnis zu bewahren, gab er ihnen eine Kopie. Daraufhin verschonten sie zwar seinen Laden, aber Ezekiel wusste genau, dass sie zurück-

kommen würden, sobald sie die Täuschung erkannten. Die Zeit war in Gefahr und das Gleiche galt für die Familie des Uhrmachers. Also schrieb er einem alten Freund einen Brief. Ebenfalls ein Zeithüter, der womöglich helfen konnte.«

»Warum sind sie nicht einfach fortgegangen?«, fragte Lisavet leicht verwundert.

Er biss sich grübelnd auf die Unterlippe. »Weil die Männer, die das Unwetter brachten, sie vermutlich geschnappt hätten. Daher bat Ezekiel ein paar Freunde, seiner Familie auf andere Art zur Flucht zu verhelfen. Die Zeithüter kannten nämlich einen Ort, verborgen in den Falten der Zeit, an dem sie unentdeckt bleiben würden. Ein Ort, wo seine Familie sich verstecken konnte und wo ihnen notfalls ein anderer Zeithüter die Weiterreise in Länder ermöglichen würde, die fernab vom Unwetter lagen.«

»Und hat es geklappt?«, fragte Lisavet und gähnte vor Müdigkeit. »Haben sie ihm geholfen?«

Bislang hatte er die Geschichte an dieser Stelle stets abgebrochen mit dem Versprechen, ihr den Rest an einem anderen Abend zu erzählen. Doch heute lag ein Brief von seinem Freund in Amerika auf dem Schreibtisch. Er küsste Lisavet auf die Stirn und lächelte.

»Ja, das taten sie. Seine Freunde schrieben zurück und versprachen, ihm zu helfen. Ezekiel und seine Familie warteten auf den richtigen Moment. Sie sprachen mit Freunden und Nachbarn, die ihnen besonders nahestanden, über die Gefahren der aufziehenden Finsternis und holten so viele von ihnen wie möglich mit ins Boot. Es bedurfte einiger Überzeugungsarbeit. Nicht alle glaubten an diesen Tunnel durch die Zeit und viele fürchteten sich davor. Andere wollten ihr Zuhause nicht verlassen, ganz gleich wie heftig die Sturmböen tobten. Die Willigen einigten sich auf einen Termin: der erste Abend

von Chanukka, wenn alle Familien im großen Kreis zusammenkamen.« Der Uhrmacher hielt inne. Lisavet fielen langsam die Augen zu. Den Schluss seiner Geschichte erzählte er im Flüsterton: »Und so flüchteten sie im Licht des Dezembervollmonds durch die Schatten in die Freiheit.«

Kaum hatte er die Worte ausgesprochen, begannen die zwei Dutzend Standuhren unten im Laden, elf Uhr zu schlagen. Ezekiel lauschte stumm. Als die letzten Glockenklänge in der Nacht verhallten, drang ein anderes Geräusch an seine Ohren. Geschrei auf der Straße, gefolgt vom Klinnen berstender Fenterscheiben.

»Was ist das?«, fragte Lisavet, plötzlich wieder hellwach.

Er trat ans Fenster, schob den Vorhang zur Seite. Unten stürmte eine Horde wutverzerrter Gesichter über das Kopfsteinpflaster herbei. Zersplitterndes Glas lenkte seine Aufmerksamkeit auf ein anderes Geschäft in der Straße und er verfolgte entsetzt, wie seine Nachbarn aus ihren Wohnungen rannten, die Kinder barfuß und im Nachthemd.

»Papa, was ist los?«, fragte Lisavet und kletterte aus dem Bett.

»Zieh dir Schuhe an, Lisavet«, antwortete er. »Ich bin gleich zurück.«

Er ignorierte ihre Schreie, er möge bleiben, und eilte die Stufen hinab in den Laden. Die Menge war jetzt ganz nahe. Er hörte Fäuste, die gegen Türen schlugen. Knirschen von Scherben unter Sohlen. Er hatte solche Bilder bereits in den Erinnerungen der Toten gesehen, kannte diesen Lärm. Ihm war klar, was als Nächstes geschehen würde. Zuerst die Schreie, das gewaltsame Eindringen, der Zorn. Dann das Feuer, das Kämpfen, das Morden.

Ein letzter Glockenschlag von einer der Standuhren im Laden, der klang wie ein Name. *Klaus*. Beim Gedanken an seinen Sohn unten in der Synagoge klopfte Ezekiel das Herz bis

in den Hals. Vor Schrecken starr stand er auf der untersten Stufe.

»Papa?«, rief Lisavet oben auf dem Treppenabsatz.

»Bleib, wo du bist!«

Sie kamen. Die Ersten waren bereits vor seinem Laden, hämmerten gegen die Tür. Ihre Blicke begegneten einander durch die Scheibe. Stahlgrau und eiskalt. Sie wollten die Uhr. Tritte lösten die Faustschläge ab und das Geschrei wandelte sich in höhnisches Johlen. Ezekiel lief zum Schreibtisch, stopfte sich den Brief in die Tasche und entnahm alle Briefe aus der Schublade darunter. Schreiben, in denen von Zeithütern die Rede war und davon, wer ihn bei seinen Fluchtplänen unterstützte. Er schleuderte sie in den Eimer mit Wasser, das er zum Wischen benutzte, die Seifenlauge würde die Auflösung des Papiers beschleunigen. Ohne die Schublade zu schließen, griff er nach seinem Mantel. Er hatte ihn gerade übergestreift, als der erste Stein gegen den Fensterrahmen prallte. Er packte Lisavet, die schon halb die Treppe hinuntergestiegen war, und verhedderte sich beinahe im überlangen Saum ihres Nachthemds.

»Papa!«

»Rauf da, Lisavet«, sagte er und brachte sie wieder nach oben, vor die Tür zur Wohnung. Er tastete nach der Taschenuhr in seinem Mantel und nahm sie heraus. Das altvertraute Messing schmiegt sich glatt in die Hand.

Seine Finger drehten die Krone, bis sie einrastete, dann stieß er die Tür auf. Wo zuvor ihre behagliche kleine Dreizimmerwohnung gewesen war, tat sich nun eine stille Höhle der Schatten auf. Lisavet klammerte sich an seinen Arm, als sie sah, was jenseits der Schwelle lag. Ezekiel packte seine Tochter fest an den Schultern und sank auf die Knie, um ihr in die Augen blicken zu können.

»Hör mir zu, Lisavet. Ich werde jetzt deinen Bruder suchen gehen, in Ordnung? Ich möchte, dass du hier wartest. Bleib dicht an der Tür. Rühr dich nicht von der Stelle. Sobald ich Klaus gefunden habe, kommen wir zu dir zurück, das verspreche ich. Hast du mich verstanden?«

»Aber Papa, was ist das?«

Ein zweiter Stein flog gegen den Laden, fand sein Ziel und durchschlug die Scheibe. »Dies ist der Tunnel durch die Zeit, von dem ich dir erzählt habe«, erklärte er hektisch. »Er wird uns an einen weit entfernten Ort bringen.«

»Das war doch bloß eine Geschichte!«, rief Lisavet und schüttelte den Kopf, als er sie hineinschieben wollte. In dem Tunnel waren nur Schatten und Dunkelheit auszumachen.

»Das war nicht bloß eine Geschichte, Lisavet. Geh hinein. Ich bin gleich wieder bei dir. Versprochen.«

Sie stemmte die Füße gegen die Schwelle. Er hob sie hoch, warf sie sich über die Schulter, wie er es früher oft im Spiel getan hatte, und setzte sie auf der anderen Seite der Türöffnung wieder ab. Mit einem raschen Kuss auf den Scheitel schlängte er ihr seinen braunen Mantel um die zierlichen Schultern. Dessen Schöpfe bedeckten den Boden um sie herum.

»Sei tapfer«, sprach er in ihr Haar.

»Papa?«, erwiderte sie und ihre Stimme hallte im Raum.

Er presste einen Finger auf die Lippen, wichen von ihr und verließ den Raum.

Die Tür fiel hinter ihm ins Schloss und öffnete sich nie wieder.

Lisavet wartete stundenlang. Um sie herum war es totenstill und unvorstellbar ruhig. Sie zählte die Sekunden. Zu jeder vollen Stunde sehnte sie die Klänge der Uhren aus dem Laden herbei, in dem sie aufgewachsen war, doch sie hörte nichts als Stille. Eine Stille, die in ihrer Allumfassenheit geradezu leben-

dig wirkte, wie etwas, das man berühren konnte. Schatten verminderten die Sicht, sodass sie keine zwanzig Meter weit sehen konnte. Aber das, was vor ihr zu erkennen war, machte einen sonderbar vertrauten Eindruck.

Bücherregale. Zu beiden Seiten hoch aufragend und befüllt mit Büchern jeglicher Größe, alle in Leder gebunden. Wie in einer Bibliothek. Vorsichtig ging Lisavet einen Schritt nach vorn. Nach und nach gewöhnten sich ihre Augen an die Umgebung. Bibliothek war nicht ganz der richtige Ausdruck. Gewiss, da standen Bücher ordentlich nebeneinander aufgereiht und zwischen den endlosen Regalen erhoben sich in regelmäßigen Abständen mächtige Torbögen und romanische Säulen. Lisavet ließ ihren Blick entlang einer von ihnen in die Höhe wandern. Doch dort, wo sie die Decke erwartete, befand sich stattdessen ein tintenschwarzes, von fließenden Bildern überzogenes Himmelsgewölbe. Als hätte Michelangelo seine Werke in der Sixtinischen Kapelle direkt darauf gemalt, wo sie wie Wolken mit dem Wind zogen und ineinanderzulaufen schienen.

Lisavet wäre gerne zwischen den Regalen umhergegangen, aber die Mahnung ihres Vaters klang ihr noch in den Ohren. Bleib dicht an der Tür. Rühr dich nicht vor der Stelle. Sie wandte sich der Tür zu und bemerkte, dass diese sich verändert hatte. Sie wirkte plötzlich nicht wie eine richtige Tür, eher wie deren verschwommenes Spiegelbild. Immer schwächer wurden die Konturen, immer mehr verschluckte Dunkelheit die altvertraute Maserung des Türblatts. Lisavets Hand schnellte Richtung Türklinke, doch die zerfiel unter ihrer Be- rührung und damit auch jede Hoffnung, auf diesem Weg zu ihrem Vater zurückzukehren. Lisavet sank zu Boden und rollte sich zusammen. Ein heftiges Schluchzen bebte durch ihren Körper.

Das Flüstern begann irgendwo in der Dunkelheit. Ein sanf-

ter, glockenheller Klang, während die Schatten nach der Quelle dieses Geräusches suchten, das sie zuvor noch nie vernommen hatten. Mit pochendem Herzen setzte Lisavet sich auf und wischte die Tränen mit dem Handrücken fort. Noch wusste sie es nicht, doch hier sprach die Zeit selbst zu ihr, der hochgeschätzte alte Freund ihrer Ahnen. Er übte mit ihr zu sprechen und sie, unsicher und verängstigt, reagierte darauf.

»H-hallo?«, rief sie, so laut sie sich traute.

*Hallo*, erwiderte das Flüstern gleich einem Echo ihrer eigenen Stimme.

Lisavet stand auf. »Wer ist da?«, fragte sie.

Wieder dieses Flüstern, diesmal näher.

Lisavets Atem ging jetzt schnell und flach. Sie machte ein paar Schritte in Richtung der Dunkelheit, fort von der Stelle, an der ihr Vater sie verlassen hatte.

»Bleib dicht an der Tür«, sagte sie. »Ich komme zu dir zurück.«

*Bleib, bleib, bleib*, echte das Flüstern.

Auf der Suche nach der Zeit begab sich Lisavet weiter hinein in den Raum der Schatten und der Dunkelheit.

Niemand kam.

Zwei Wochen war Lisavet inzwischen hier gefangen und hatte in dieser Zeit drei äußerst bedeutsame Dinge gelernt.

Erstens schienen die Gesetze der Natur an diesem Ort nicht zu gelten. Sie wurde überhaupt nicht hungrig. Sie hatte auch nie Durst oder musste auf die Toilette. Schlaf im üblichen Sinne war unnötig. Sie konnte zwar schlafen und tat dies auch bisweilen, einfach um sich die Zeit zu vertreiben, doch bald schon begann sie, die Phase des Wachens aus lauter Neugier immer weiter auszudehnen.

Zum Zweiten kam sie nach tagelangem vergeblichen Suchen

zu dem Schluss, dass dieser Ort keine weiteren versteckten Türen besaß. Kein Weg führte nach draußen.

Und drittens lebte die Zeit gar nicht hier, wie es die Geschichte ihres Vaters behauptet hatte. Oder wenn doch, dann bot sie ihr jedenfalls keine Hilfe an.

Keiner kam. Wahrscheinlich wusste überhaupt niemand, dass sie hier war.

Der Himmel in diesem stillen Raum war das Schönste, was Lisavet je gesehen hatte. Voller Farben, die wanderten und sich verschoben. Sie hatte gefühlt ein paar Tage damit zugebracht, nur auf dem Boden zwischen zwei Bücherregalen zu liegen und in diesen Himmel zu starren. Seine geheimnisvolle, unermessliche Größe schenkte ihr die Gewissheit, noch am Leben zu sein. Manchmal hatte sie dabei das Gefühl gehabt, die fließenden Bilder über ihr würden das Gesicht ihres Vaters hervorzaubern. Aber wann immer sie ihren Blick darauf konzentrierte, verflüchtigte sich das Bild im nächsten Moment.

Wenn sie sich nicht zwischen den Regalen versteckte, lief sie singend zwischen ihnen entlang in der Hoffnung, ihr Vater könnte ihre Stimme durch die verschwundene Tür hören oder die Zeit würde endlich auf sie aufmerksam und sie holen kommen. Eines Tages verfiel sie dabei sogar ins Schreien. Lauter und lauter schrie sie, damit irgendjemand sie bemerkte. Und tatsächlich hörte sie jemand. Oder besser gesagt, etwas hörte sie.

»Warum um alles in der Welt schreist du denn so?«, bellte eine Stimme scharf und verärgert.

Lisavet wirbelte herum und sah die unvollständige Erscheinung eines Mannes aus dem Bücherregal auftauchen. Wie Tinte, die sich halb aufgelöst durch ein Glas Wasser windet, mäanderte seine vage Gestalt ein Stück durch die Luft, bevor sie sich mit dem Rest von ihm vereinigte. Der Mann trug eine

weiß gepuderte Perücke, einen purpurfarbenen Frack und sein Deutsch hatte einen merkwürdigen Akzent.

»I-ich suche meinen Vater«, stotterte Lisavet, die viel zu erschrocken über diese unvermittelte Begegnung war, um Angst zu spüren.

»Siehst du denn nicht, dass er nicht da ist, Kind? Was auch ganz gut so ist. Du solltest dich glücklich schätzen.«

»Glücklich?«

»Die meisten hier sind tot. An diesem gottverlassenen Ort leben bloß Tote.«

»Ich bin aber nicht tot. Und ich bin hier.«

Der Mann musterte sie von oben bis unten, wie um die Behauptung zu überprüfen. »Das stimmt. Bist du ein Zeithüter?«

»Ein was?«

»Ein Zeithüter«, wiederholte der Mann ungehalten.

»N-ein«, erklärte Lisavet zögernd.

»Wenn du kein Zeithüter bist, wer dann?«

»Mein Name ist Lisavet Levy«, antwortete sie.

Der Mann reagierte nicht. Er horchte angestrengt auf etwas in der Ferne.

»Schhh!«, sagte er und legte einen Finger auf die Lippen.  
»Hörst du das?«

Lisavet lauschte. Ein sanft klingendes Flüstern drang an ihre Ohren. »Die Zeit!«, rief sie aus. »Sie ist zurück!«

»Zeit?«, wiederholte der feine Herr verwundert über ihren Unverständ. »Nennst du so etwa dieses teuflische Ding? Na ja, vermutlich nicht schlechter als jede andere Erklärung. Zeit ist das Untier, das uns alle auf die ein oder andere Weise zu Sterblichen macht. Sie holt sich jeden, ganz egal wie reich oder angesehen.« Sein Mund verzog sich bei diesen Worten verbittert und Lisavet hatte den Eindruck, dass er einst beides gewesen

war, bevor die Zeit es ihm nahm. »Wenn du nicht aufpasst, holt sie sich auch dich viel zu früh.«

»Holt mich wohin?«

Schließlich war genau das ihr Wunsch. Einen Weg hier heraus zu finden. Nach Amerika, wie in der Geschichte.

Doch der Mann schüttelte den Kopf. »Nirgendwohin, wo man gerne ist. Das kannst du mir glauben.«

Mit großen Augen verfolgte Lisavet, wie sich das Bild des feinen Herrn in nichts auflöste. Das Flüstern wurde lauter, rief in unförmigen Echolauten, zischte wie Wasser auf glühenden Kohlen. Lisavet rannte davon, obwohl sie nicht recht wusste, wovor sie eigentlich wegrannte. Zuflucht fand sie in einer besonders dunklen Ecke, wo die Bücher auf den Regalen dick eingestaubt waren. Kein Singen mehr. Nur noch Stille.

Schon bald machte sie sich erneut auf die Suche nach dem Geist. Diesmal schrie sie nicht, sondern flüsterte, während sie langsam ein Regal nach dem anderen abging.

»Hallo?«, sagte sie leise, ganz darauf bedacht, diese anderen Geräusche nicht wieder zu wecken.

Keine Antwort. Soweit sie sich erinnerte, war der Mann auf irgendeine Weise zwischen den Büchern im Regal hervorgetreten. Gedankenverloren strich sie mit den Fingerkuppen über einen der staubigen Lederrücken.

»Da wäre ich lieber vorsichtig«, warnte eine unbekannte Stimme.

Erschrocken nahm Lisavet die Hand vom Buch. »Wer hat das gesagt?«

»Dies ist die Abteilung für England im Mittelalter«, erklärte die Stimme. »Dafür bist du noch viel zu jung.«

Links von ihr wurde ein wässriges Abbild sichtbar. Licht- und Farbfragmente fügten sich zur Gestalt eines Mannes. Er war

jünger als der vorherige, trug ein Gewand aus grobem grauem Stoff und umfasste nachdenklich sein Kinn.

»Ehrlich gesagt wäre es besser, du würdest das mittelalterliche Europa ganz meiden. Obschon das ein oder andere in Ordnung wäre. Bestimmte Königshäuser womöglich oder ...« Sein Kopf schnellte in ihre Richtung. »Aber vielleicht gefällt dir ja auch eher das romantische Zeitalter. Magst du Gedichte?«

Lisavet murmelte etwas Zusammenhangloses.

»Ich schätze, du bist noch etwas zu jung, um Gedichte zu lieben. Erzähl doch mal, muss es unbedingt England sein oder bist du auch offen für anderes? Italien zum Beispiel? Oh, Italien im Sommer. Die Renaissance. Du würdest es lieben.«

»Wovon sprechen Sie überhaupt?«

»Von Erinnerungen.«

»Erinnerungen?«

»Ja. Die Erinnerungen in den Büchern. Normalerweise kümmert es mich nicht, womit ihr Zeithüter anfangt, aber ...« Er drehte sich ihr ganz zu, wobei sein wässriges Bild leicht zerfloss. »Du bist noch so jung. Ich fände es schrecklich, wenn du bei deinem ersten Versuch sofort auf etwas extrem Grauenvolles stoßen würdest.«

»Ich bin kein Zeithüter«, widersprach Lisavet.

»Bist du nicht? Oh. Wie enttäuschend. Und da dachte ich schon, sie wären endlich mal so modern, ein Mädchen zu nehmen. Es ist nämlich eine echte Schande, musst du wissen ... aber ich denke, da lässt sich wohl nichts ändern.« Ihm schien völlig zu entgehen, dass seine Bemerkungen ihre Besorgnis nur verstärkten. »Was tust du dann hier?«

»Ich bin hier gefangen. Mein Vater hat mich hergebracht und jetzt finde ich nirgendwo einen Weg hinaus.«

»Verstehe«, sagte der Mann mitfühlend, ohne eine Lösung oder seine Hilfe anzubieten.

»Und?«, bohrte Lisavet nach. »Gibt es einen?«

»Einen was?«

»Einen Weg nach draußen? Eine Tür oder ein ...«

»Oh. Nein. Ich fürchte nicht.«

Lisavet spürte, wie ihre Schultern erschlafften. »Können Sie mir denn wenigstens erklären, was das hier für ein Ort ist?«

»Es ist kein Ort. Mehr eine ... Vorstellung. Du bist im Raum zwischen Vergangenheit und Gegenwart. Überall und im absoluten Nirgendwo. Hier endet die Zeit. Hierhin schwebt das Bewusstsein, wenn der Körper stirbt. Dieser Ort existiert in dem Raum zwischen allem Stofflichen, von einem Augenblick zum nächsten. Hier verweilt alles, was auf Erden geschieht, in Form von Erinnerungen.«

»Also sind auch Sie eine Erinnerung?«, fragte Lisavet stirnrunzelnd.

»Unglücklicherweise ja.«

»Bin ich etwa ... tot?« Sie wusste nicht, ob sie die Antwort hören wollte.

»Warum fürchten sich die Leute bloß immer so vor dem Tod? Als ob es das Ende wäre.«

Lisavet starnte ihn nur stumm an.

»Nein, du bist nicht tot«, versicherte er ihr mit einem Seufzer.

»Träume ich nur?«

»Nein, du träumst auch nicht. Das ist alles sehr echt, glaub mir.«

»Aber Sie haben doch eben gesagt, dass Sie eine Erinnerung sind. Sie können nicht wirklich echt sein.«

»Warum nicht? Was könnte jeder von uns Echteres haben als Erinnerungen, Lisavet?«

»Sie kennen meinen Namen?«, rief Lisavet und wich einen Schritt zurück.

»Sicher doch«, gestand der Mann mit einem leichten Lächeln.  
»Aus deinen Erinnerungen. Du weißt schon. Dieses Zeug, was du für nicht wirklich echt hältst.«

Lisavet biss sich verlegen auf die Unterlippe. »Und wie heißen Sie?«, fragte sie dann.

»Ich? Ach, ich habe keinen Namen. Na ja. Zumindest nicht mehr. Er ist in Vergessenheit geraten.« Ihn schauderte kurz bei diesen Worten.

»In Vergessenheit geraten?«, wiederholte Lisavet.

Er zuckte erneut zusammen. »Ja, ein Zeithüter, der nicht wollte, dass die Welt sich an mich erinnert, hat ihn in Vergessenheit geraten lassen.«

»Verstehe ich nicht«, gab Lisavet zurück.

Ein schwermütiger Ausdruck trat in das tintenfarbige Gesicht des Mannes. »Diese Bände enthalten die Erinnerungen von jedem Mensch, der jemals gelebt hat«, erklärte er und wandte sich wieder den Büchern zu. »Vor den Zeithütern flogen sie hier im Zeitraum einfach so herum, ohne dass sich jemand ihrer angenommen hätte. Jetzt ist das alles anders. Schön sauber und ordentlich, abgeheftet in Büchern.«

Lisavet dachte an ihren Vater. An seine Gutenachtgeschichte. Die Erinnerungsgestalt bemerkte ihre Verunsicherung, verzog sein Gesicht zu einem freundlichen Lächeln und streckte ihr die verschwommene Hand entgegen.

»Wenn du möchtest, kann ich dir jetzt Italien zeigen. Es ist wirklich sehr hübsch und ich weiß auch schon die perfekte Erinnerung für dich.«

Kaum hatten sie sich in die Erinnerung versetzt, brach ein gewaltiger Lärm los, der von allen Seiten auf sie einzuprasseln schien. Vom Boden, von Häusern, Straßen, vom Himmel selbst. Nach all der Stille war diese Kakofonie mehr als ein bloßes

Brausen, sie war ein Orkan, der jeden Zentimeter von Lisavets Körper erfasste. Warme Sonnenstrahlen schienen ihr ins Gesicht, eine sanfte Brise spielte in ihrem Haar. Wärme! Bewegung! Sie standen auf der Zinne einer Brüstung und betrachteten das ausgelassene Fest, das dort unten stattfand. Die Menschen lachten und sangen. Lisavet hätte um ein Haar geweint bei diesem Anblick. Es fühlte sich beinahe wirklich an ... beinahe.

»Wie machen Sie das?«, fragte Lisavet.

Die Erinnerungsgestalt musste schmunzeln angesichts ihrer Reaktion. »Ich war mal Zeithüter«, antwortete er.

»Im Ernst?«

»Sogar der allererste. Bevor die Römer mein Volk unterwarfen, hatte ich mithilfe von Sonnenuhren und Meditation bereits den Zeitraum entdeckt. Ich war es, dem sie dieses Geheimwissen dann stahlen.«

Er half ihr von der Zinne herunter und zeigte ihr das Mädchen, in deren Erinnerung sie sich bewegten. Sie schien ungefähr in Lisavets Alter zu sein und saß, in ein Kleid aus edler Seide gewandet, hoch über der Menge.

»Eine der Medici-Töchter«, vertraute der Mann ihr an. »Überaus wohlhabend und einflussreich.«

Lisavet wusste nur wenig über die Medici und ihren sagenhaften Reichtum. Auf sie machte das Mädchen einen gelangweilten Eindruck, so als würde sie sich am liebsten ins festliche Treiben stürzen, dürfe es aber nicht. Während sie durch die Menge spazierten, konnte Lisavet immer besser nachempfinden, wie sich das Mädchen fühlte. Auch sie war zwar anwesend, aber nicht wirklich mit dabei. Zu gern hätte sie all die Leckereien probiert, die von Karren herunter verkauft wurden. Zu gern mit den anderen Kindern gespielt, die durch die Menschenmenge flitzten. Doch was sie auch berührte, es glitt

einfach durch ihre Hände. Blicke wanderten über ihre Gestalt und sahen doch nur Leere, wo sie stand.

Lisavet richtete ihre Aufmerksamkeit auf das einzige Wesen, mit dem sie reden konnte. »Darf ich Sie etwas fragen?«, begann sie vorsichtig.

»Wie du möchtest.«

»Wenn Sie in ... Vergessenheit geraten sind ...«, sagte Lisavet in möglichst sanftem Ton, dennoch schreckte er zusammen, »... warum kann ich Sie trotzdem sehen?«

»Na, vollständig ausgelöscht haben sie mich nicht. Täten sie das, würden sie ja ihr eigenes Wissen um den Zeitraum ausschärfen. Und so bleibt dieses Mindestmaß meiner Erinnerung weiter erhalten. Im Zeitraum.«

»Das ist verwirrend.«

»Ja, nicht wahr?«, erwiderte er und wirkte dabei fast so verwundert, wie sie sich fühlte. »Trotzdem bin ich froh darüber. Es ermöglicht mir, anderen Zeithütern beizustehen, wenn sie Hilfe brauchen. Ich zeige ihnen, wie die Dinge laufen, wenn sie Probleme haben.«

»Wenn Sie keinen Namen haben, wie soll ich Sie dann nennen?«

»Wie du magst, denke ich«, antwortete die Erinnerung achselzuckend.

Lisavet musterte ihn prüfend. Sie hatte noch nie einen Namen vergeben müssen. Nur bei ihren Puppen, aber das war etwas anderes. Er war ein Mensch. Oder war zumindest mal einer gewesen. Woher er stammte, war ihr nicht so richtig klar. Sein Teint war weder besonders hell noch dunkel, hatte einen warmen Olivton. War er vielleicht Italiener? Das würde seine Liebe für dieses Land erklären. Sein Kopf war kahl geschnitten. Sein Gewand bot auch nicht viele Anhaltspunkte. Es war schlicht und alt, ähnelte dem, was Mönche trugen, aber da sie

selbst noch nie einen Mönch gesehen hatte, war sie sich nicht sicher.

»Azrael«, sagte sie schließlich.

Der Mann machte ein belustigtes Gesicht. »Azrael? Der jüdisch-muslimische Engel des Todes? Bisschen arg platt, meinst du nicht?«

»Oder wir nehmen eben etwas anderes«, lenkte Lisavet sofort errötend ein.

»Nein, nein. Azrael ist schon gut.« Er sprach den Namen einige Male laut aus, als wollte er ihn anprobieren. »Ich glaube tatsächlich, der passt.«

Sie blieben noch eine Weile und lauschten der Musik, bis die Welt an den Rändern auszubleichen begann, erste Falten warf und sich kräuselte wie Wasser. Entsetzt blickte Lisavet zu Azrael. Der schüttelte den Kopf.

»Keine Angst. Die Erinnerung hört nur auf.« Er deutete hin auf zur Brüstung, wo die Medici-Tochter gerade von ihrem Kindermädchen weggeführt wurde. »Kehren wir erst einmal in den Zeitraum zurück.« Er streckte die Hand aus.

»Ich will aber nicht dahin zurück.«

Azraels konturlose Brauen senkten sich leicht. »Du musst ja nicht lange bleiben. Jetzt, da du weißt, wie man in der Zeit wandelt, kannst du gehen, wohin immer du willst. Aber ...« Er neigte den Kopf zur Seite und sah sie eindringlich an. »... sei vorsichtig. Es gibt mehr Böses in der Welt, als dir bekannt ist.«

Lisavet versprach es ihm, während in ihrem Kopf bereits zahllose Möglichkeiten umherschwirrten. Sie dachte an all die Dinge, die sie aus dem Geschichtsunterricht in der Schule kannte. Das alte Ägypten. Deutschland, bevor es Deutschland war. Der Erste Weltkrieg, über den ihr Vater so häufig gesprochen hatte. Alles nur ein Wimpernschlag entfernt. Sie nahm Azraels Hand und gemeinsam verließen sie die Erinnerung.

Sofort nach ihrer Rückkehr umfing die Stille sie erneut wie eine Mauer. Verschwunden war die Sonne. Verschwunden die sanfte Brise, die Musik und die Gerüche. Sie waren zurück in regloser Dunkelheit. Zu ihrer Überraschung empfand Lisavet die Abwesenheit von so vielen Reizen auch ein wenig erholsam.

»Kannst du mir jetzt vielleicht noch dein Buch zeigen, Azrael?«, fragte sie mit einem Wink zu den Bücherregalen.

»Würde ich, wenn ich könnte«, antwortete er mit bedrückter Miene. »Aber ich habe kein eigenes Buch. Jeder Geist, der dir im Zeitraum begegnet, ist noch nicht von einem Zeithüter ›erfasst‹ worden, um es mal so zu formulieren. Was bedeutet, dass wir noch nicht in einem Buch der Erinnerungen eingeschlossen sind.«

»Oh, mir war gar nicht bewusst gewesen ...«

Azrael hob plötzlich die Hand und signalisierte ihr zu schweigen. Dabei starrte er gebannt auf etwas am Ende der Regalreihe. Lisavet folgte seinem Blick und bemerkte einen Mann, der den Gang querte. Seine Schattengestalt dehnte sich nicht wässrig wie die von Azrael. Dies war ein echter Mensch, keine Erinnerung.

»Ein Zeithüter«, raunte Azrael.

Lisavets Augen leuchteten. Ein Zeithüter? Vielleicht konnte er ihr helfen, hier herauszufinden! Doch Azrael schüttelte den Kopf.

»Ich glaube nicht, dass der dir helfen würde.«

»Warum nicht?«

Azrael legte rasch wieder den Finger an die Lippen und bedeutete ihr mitzukommen. In einem Abstand folgten sie dem Zeithüter, bis er weiter vorn zwischen den Regalen verschwand.

»Die Abteilung für Deutschland«, erklärte Azrael leise.  
»Ziemlich nahe an der Gegenwart.«

Lisavet fiel auf, dass sein Ton sich verändert hatte. Deutsch-

land? Ihr Deutschland? Sie ignorierte seine Warnungen, stahl sich an ihm vorbei und rannte dorthin, wo der Mann abgebogen war. Schwer atmend blieb sie stehen und schielte um die Ecke. Der Mann stand mitten im Gang. Er hatte ein Buch aus dem Regal genommen und fuhr mit der Hand über den geschlossenen Einband. Seine blonden Haare waren militärisch kurz geschnitten, und als er sich mit dem Buch in der Hand umdrehte, konnte Lisavet erkennen, was genau er anhatte. Von der Seite war die schwarze Uniform nicht unterscheidbar gewesen, aber von vorn sah sie die vielen Abzeichen und Silbernadeln ganz deutlich. Und die knallrote Armbinde, die sich um seinen Bizeps spannte. Ein Nazi.

Der Soldat öffnete das Buch und zog etwas aus seiner Tasche. Erschüttert verfolgte Lisavet, wie er ein Streichholz entzündete und es an eine der Seiten hielt, bis das Buch Feuer fing. Sobald die Flammen aufloderten, ließ er das Buch zu Boden fallen, wo es mit verdrehtem Rücken weiterbrannte.

»Zeithüter zerstören die Erinnerungen, von denen sie wollen, dass die Welt sie vergisst.«

Lisavet fuhr erschrocken zusammen. Azrael war ihr unmerklich gefolgt und beobachtete mit ernster Miene über ihre Schulter hinweg, was der Soldat tat.

»Aber warum?«, fragte sie.

»Damit alles im Einklang mit ihrer Ideologie steht«, erwiderete Azrael mit einem Achselzucken. »Die Vergangenheit hält uns den Spiegel vor. Sie erklärt, wer wir waren und wie wir so geworden sind. Manchen Leuten gefällt nicht, was sie in ihren Spiegelbildern zu sehen bekommen, also ändern sie es, indem sie Erinnerungen für alle Welt auslöschen. Indem sie Menschen auslöschen.«

»Menschen auslöschen?«, wiederholte Lisavet entsetzt und hob unwillkürlich die Stimme.

Der Kopf des Soldaten schnellte hoch. »Wer ist da?«, bellte er auf Deutsch und griff an seinen Gürtel.

Lisavet zog schnell den Kopf zurück, verbarg sich hinter dem Regal. Ihr Herz hämmerte. Azrael blieb im Gang, wo er war. Der Soldat schleuderte ihm aus Wut über die Störung einen Schwall Beleidigungen zu und griff erneut in die Tasche. Lisavet lugte angestrengt um die Ecke, um sehen zu können, was er daraus hervorholte. Im Licht der Flammen schimmerte das Schutzglas einer Taschenuhr mit solcher Vertrautheit auf, dass Lisavet sie sofort erkannte. Das bronzenen Gehäuse war abgenutzt, besaß eine Patina, die bezeugte, wie viele Hände sie bereits gehalten hatten. Von Vater zu Sohn und jetzt zu Soldat. Ihr wurde eiskalt.

Der Soldat fingerte an der Uhr herum, bis sich zwei Meter neben ihm eine Tür öffnete. Er warf einen letzten Blick auf den brennenden Haufen am Boden und trat nach draußen. Kaum hatte die Tür sich hinter ihm geschlossen, rannte Lisavet los. Vor dem brennenden Buch fiel sie auf die Knie und fuhr mit beiden Händen in die Flammen, um zu retten, was vom Lederband übrig geblieben war. Die Kanten des Einbands waren angesengt. Die meisten Seiten waren bereits zu Asche verkohlt, die unter ihren Füßen zerbröselte, als sie das Feuer austrat. Nur ein paar von ihnen, ganz vorn, direkt hinter dem Buchdeckel, blieben unversehrt. Als Lisavet mit brandwunden Fingern behutsam den Fuß von ihnen entfernte, begannen sie, ihr zuzuflüstern. Mit tiefer, knisternder Stimme erzählten sie ihre Geschichte. Die Geschichte ihres Vaters. Die Stimme ihres Vaters.

Ihr Atem ging in kurzen, abgehackten Stößen. Tränen schossen ihr in die Augen. Sie hatte Azrael vollkommen vergessen, bis der sprach.

»Die Uhr ...«, sagte er leise.

Lisavet weinte nur noch heftiger. Sie wollte nicht darüber nachdenken, was es bedeutete, obwohl ihr klar war, dass es nur eine einzige Erklärung dafür geben konnte, wie ein Nazi-soldat an die Taschenuhr ihres Vaters gekommen war. Azrael verharrete stumm an ihrer Seite, während sie die übrig gebliebenen Reste der Erinnerungen ihres Vater aufsammelte.

Niemand würde kommen.

# 2

*1965, Boston, Massachusetts*

**K**eine Frage, wer das Mädchen war, das da am Rand des ausgehobenen Grabes stand. Dieses einsame, ungepflegte Ding, in der viel zu großen Strickjacke, die aus den Ärmeln ihres Mantels quoll. Sie war noch keine sechzehn und die Sommersprossen im Gesicht und das strähnige rote Haar ließen sie noch jünger wirken. Es war diese Haarfarbe, ein leuchtender Kupferton, der sie verriet und als die Nichte des Mannes im Sarg auswies.

Moira stand unter ihrem Schirm und beobachtete das Mädchen durch den Qualm ihrer Zigarette hindurch, während der Sarg über den schlammigen Boden getragen wurde. Jetzt im Oktober war der Herbst schon so weit fortgeschritten, dass die Blätter ihre intensive Färbung langsam verloren. Moira schnippte die heruntergebrannte Zigarette fort und kramte eine neue aus der Manteltasche. Ihr silbernes Feuerzeug flammtte mit einem solch durchdringenden Klicken auf, dass es die Stimme des Priesters, der gerade ein Gebet für den Toten sprach, für einen Moment übertönte. Prompt schaute das Mädchen bei dem Geräusch auf. Moira schenkte ihr ein Lächeln; dieses kalte, schmale Grinsen, das ihr am leichtesten fiel. Das Mädchen wandte den Blick vor Unbehagen sofort ab. Sie kannten einander nicht. Moira und dieses Mädchen. Ganz of-

fensichtlich fragte es sich, wer sie sein mochte und warum sie zur Beerdigung ihres Onkels gekommen war.

Seit dem Tod von Ernest Duquesne hatte es ununterbrochen geregnet. Die Stadt war mit Wasser durchtränkt, die Bürgersteige voller Matsch. Am Tag der Beerdigung hatte es dermaßen geschüttet, dass schon eine Verschiebung der Zeremonie in Erwägung gezogen worden war. Doch am Ende hatte man beschlossen, sie durchzuführen, weshalb der Trauerzug über den morastigen Rasen bis zur Grabstätte gehen musste. Die Messe war nur schwach besucht gewesen. Moira hatte nicht teilgenommen, sondern lieber aus ihrem Wagen heraus beobachtet, wie die Trauergäste an der Kirche im Stadtzentrum eintrafen, und sich einen Überblick verschafft, wer alles anwesend war. Nachbarn. Alte Schulkameraden. Der ein oder andre entfernte Cousin.

Der Priester beendete das Gebet, schloss sein Buch und alle strebten dem Ausgang zu, da hier zum eigenen Schutz keiner länger als unbedingt notwendig gesehen werden wollte.

Nur das Mädchen blieb. Mit geschlossenen Augen, den Kopf leicht nach vorn gebeugt, während der Regen erbarmungslos prasselte, stand es jetzt ganz allein am Rand des Grabs. Das rote Haar klebte ihm an den Schläfen, was den jämmerlichen Eindruck noch verstärkte. Moira, die selbst großen Wert auf ein gepflegtes Erscheinungsbild legte, musste sich in Erinnerung rufen, dass das Mädchen jung, allein und in tiefer Trauer war und man daher nicht von ihr erwarten konnte, sich um solche Dinge zu kümmern. Geräuschlos lief Moira um das Grab herum, trat neben das Mädchen und hielt den Schirm so, dass sie beide darunter standen. Beim Knallen der Tropfen auf das Vinyl hob das Mädchen erschrocken den Kopf.

»Amelia Duquesne?«, fragte Moira. Ihr Tonfall war sanft, wirkte ungezwungen.

»J-ja?«, stammelte Amelia.

»Mein Name ist Moira Donnelly. Ich habe früher mit deinem Onkel zusammengearbeitet.«

»Wirklich?«

Moira bemerkte den erstaunten Blick, mit dem das Mädchen sie musterte. Knielanger Bleistiftrock, schwarzer Rollkragenpulli, Pumps mit farblich abgesetzten Schuhkappen und ein offener Ledertrenchcoat – nichts davon passte zu einer Angestellten im Außenministerium, wo Ernest Duquesne gearbeitet hatte. Rechnete man dann noch den roten Lippenstift und den streng symmetrischen Bob mit dem schrägen Pony dazu, hätte man Moira eher für einen Beatnik gehalten als für eine Staatsbedienstete.

»Wir sind einander sogar einmal begegnet«, sagte Moira. »Da warst du etwa neun. Erinnerst du dich?«

»Nicht so richtig«, antwortete Amelia und ballte die Hände um die Ärmelenden ihrer Strickjacke. Offenbar fragte sie sich, was ausgerechnet jemand aus dieser Phase seines Lebens bei der Beerdigung ihre Onkels zu suchen hatte, nach all den Anschuldigungen, die es gegen ihn gegeben hatte. Sie ließ sich lesen wie ein offenes Buch, die Kleine. Das mussten sie unbedingt in den Griff bekommen.

»Kannst du den mal kurz halten?«, fragte Moira und drückte dem Mädchen den Schirm in die Hand. Sie nahm ihn widerspruchslos. Moira wandte sich dem Grab zu und suchte in ihrer Tasche nach der nächsten Zigarette. »Schon komisch, wie Zeit so funktioniert«, seufzte sie. »Da bilden wir uns immer ein, ganz oben, auf dem Gipfel des Lebens, zu stehen, vor uns die vielen noch verbleibenden Jahre. Nicht ahnend, dass jederzeit etwas geschehen und uns in den Abgrund stürzen kann. Zu Lebzeiten sind wir alle unsterblich. Bis wir es nicht mehr sind.«

Sie zündete sich die Zigarette mit ihrem silbernen Feuerzeug an und eine Pause entstand. Das Mädchen starre sie nur an.

»Er hat immer viel von dir erzählt«, erklärte Moira übergangslos. »Er erzählte ständig jedem von uns, wie intelligent du bist. Du bist bestimmt entsetzlich traurig darüber, dass er dich verlassen hat.«

Amelias Blick trübte sich und sie schüttelte den Kopf. »Sie behaupten, er hätte Geheimnisse an die Russen verkauft«, stieß sie hastig hervor.

Moira lächelte schwach. Das war längst nicht alles, was behauptet wurde. Sie nannten ihn einen Kommunisten. Ernest Duquesne. Aufopferungsvoller Staatsdiener. Hochdekoriert Kriegsveteran. Kommunist. Verräter. Spion. Das konnte man in sämtlichen Zeitungen lesen, direkt neben grauenhaften Einzelheiten über seinen Tod. *Eine Kugel durchschlug seinen Schädel, während er gerade im Begriff war, Staatsgeheimnisse auszuplaudern*, hieß es dort. Er wäre verhaftet worden. Wegen Hochverrats unter Anklage gestellt und auf den elektrischen Stuhl gebracht worden, wie die Rosenbergs 1953. Was nur die Tatsache verhinderte, dass er bereits tot war.

»Na und?«, fragte Moira. »Warum sollte das etwas an der Bedeutung ändern, die er für dich hatte?«

»Standen Sie sich nahe?«, entgegnete Amelia misstrauisch.  
»Sind Sie deshalb heute gekommen?«

»Ich bin gekommen, weil ich dich etwas fragen wollte«, sagte sie und kam endlich auf den Punkt. »Dein Onkel hatte bei seinem Tod etwas von größter Wichtigkeit in seinem Besitz. Ich habe gehofft, du würdest mir helfen, es zu finden.«

»Es waren bereits Leute bei uns zu Hause. Sie haben sein Büro durchsucht und alles beschlagnahmt, was nur im Entferntesten mit seiner Arbeit zu tun hatte.«

Moira nickte ungeduldig. Das wusste sie alles schon. »Die

Sache ist, dass ich einer Spezialabteilung angehöre. Sie hat nichts mit den Agenten zu tun, die euer Haus auf den Kopf gestellt haben. Wonach ich suche, wäre denen überhaupt nicht aufgefallen. Sie hätten nicht einmal gewusst, dass man danach suchen könnte.«

»Und was ist das?«

Eine weitere Pause trat ein. Tropfen trommelten auf den Schirm über ihren Köpfen.

»Eine Uhr.«

»Eine Uhr?«

»Eine Armbanduhr mit weißem Zifferblatt, eingefasst von einer goldenen Lünette. Aus einer Uhrenmanufaktur namens Glashütte.«

»Das war die, die er ständig trug«, sagte Amelia mit einem Seitenblick auf den Sarg.

Moira betrachtete die herausbaumelnden Ärmel der Strickjacke und bemerkte, dass Amelia nervös an dem linken herumzupfen begann. »Ich hatte gehofft, du wüsstest noch einen anderen Ort, wo er sie aufgehoben haben könnte. Bei einem Verwandten vielleicht. Oder einer Geliebten?«

»Das ganz sicher nicht«, erwiderte Amelia mit mehr Schärfe, als Moira ihr zugetraut hätte, und machte eine Handbewegung über den leeren Friedhof. »Aber womöglich trug er sie ja bei seinem Tod.«

Moira studierte das Mädchen und überlegte, wie viel sie preisgeben sollte, aber auch, wie viel ihr Gegenüber bereits wusste. »Wie du schon vermutet haben dürfstest, handelt es sich um keine gewöhnliche Uhr. Sie verfügt über besondere Funktionen, die nur die wenigsten Uhren haben. Das macht sie zu einem äußerst kostbaren Gut. Ein Gut, das wir nach seinem Tod gerne sicherstellen würden.«

»Wir?«, fragte Amelia.

»Meine Abteilung«, sagte Moira und holte aus einer anderen Manteltasche eine Karte, auf der ihr Name in exakt dem gleichen Rotton aufgedruckt war, den ihr Lippenstift aufwies. Daneben eine Telefonnummer. »Solltest du zufällig darauf stoßen, ruf doch bitte hier an.«

Amelia klemmte die Karte zwischen zwei Finger. »Hat diese Uhr irgendwas mit den Geheimnissen zu tun, die mein Onkel an die Russen verkauft haben soll?«

»Sagen wir mal so«, sagte Moira mit grimmigem Lächeln. »Wenn sie den Russen in die Hände fällt, leben wir alle womöglich schon bald in einer vollkommen anderen Welt.«

»Sind auf ihrer Rückseite etwa die geheimen Formeln für die Atombombe eingraviert, oder was?«

Moira verzog die Mundwinkel. Es hatte schon seinen Grund, warum sie gewöhnlich einen großen Bogen um Teenager machte. »Ein Krieg kann auch auf andere Weise beendet werden, Amelia. Und manche Geheimnisse sindbrisanter als Massenvernichtungswaffen.« Sie nahm einen tiefen Zug, wobei sie die Zigarette sorgsam vor Regentropfen schützte. »Zugrunde geht die Welt auf diese Art. Nicht mit lautem Knall, sondern mit Wimmern.«

Zu ihrer Überraschung wurde Amelia bei diesen Worten munter. »T.S. Eliot«, sagte sie.

»Du hast Eliot gelesen?«, fragte Moira skeptisch.

»Mein Onkel hat mir letztes Jahr zu Weihnachten einen Gedichtband von ihm geschenkt.«

Das wiederum wunderte Moira nicht. Ernest war stets ein leidenschaftlicher Lyrikliebhaber gewesen, der selbst unbekannteste Stellen auswendig zitieren konnte. Kein Wunder, dass seine Nichte genauso war.

»Dann kennst du gewiss auch diese Zeilen daraus: ›Zwischen Idee und Wirklichkeit. Zwischen Anregung und Tat ...‹«

»... fällt der Schatten«, beendete Amelia den Vers.

Moira ließ ihre Zigarette zwischen zwei Fingern baumeln und studierte Amelia lange. »Gib diese Uhr keinem der anderen Agenten. Sie wüssten nicht, was sie bedeutet. Bring sie zu mir, sobald du sie findest. Zu mir persönlich. Zu niemandem sonst. Verstanden?«

»Sie meinen, *falls* ich sie finde«, entgegnete Amelia.

»Oh, sie taucht auf, da bin ich mir sicher.«

Sie warf den Zigarettenstummel ins feuchte Gras, wo die rot glühende Spitze sofort zischend im Matsch erlosch. Mit der rechten Hand schob sie den Ärmel ihres Mantels zurück und ihre eigene Armbanduhr wurde sichtbar. Ein etwas kleineres Modell mit einem Band aus Weißgold.

»Sie werden zu spät in die Schule kommen, Miss Duquesne«, warnte sie.

Kaum war die Schule erwähnt, huschte einen verängstigter Ausdruck über Amelias Gesicht. Und das aus gutem Grund. Moira hatte das Mädchen seit nunmehr einer Woche im Blick, hatte ihre Akten durchgearbeitet und war daher bestens über ihre aktuelle Situation in der Pembroke Academy informiert. Wie sich herausgestellt hatte, schlummerte hinter Amelia Duquesnes unscheinbarem Äußerem ein ziemlich rebellisches Wesen. Amelia gab ihr den Schirm zurück und wandte sich zum Gehen, nicht ohne noch einen letzten Blick auf das Grab ihres Onkels zu werfen.

»Ach, und, Amelia«, sagte Moira und wartete, bis das Mädchen sich noch einmal zu ihr umgedreht hatte. »Egal was du vorhast, wenn du die Uhr findest ...« Sie legte eine Pause ein und schaute demonstrativ auf Amelias Ärmel. »... zieh sie auf keinen Fall auf.«

Amelia hob unwillkürlich ihr Handgelenk, tat dann aber rasch so, als wollte sie nur die Arme verschränken. Sie machte

erneut kehrt und eilte durch den Regen davon. Moira sah ihr nach, bis sie durch das Friedhofstor trat und auf der Straße verschwand.

Amelia kam zu spät zur ersten Stunde, aber ausnahmsweise schien ihr Lehrer sich nicht daran zu stören. In solchen Dingen nahm es Mr Markham sonst immer sehr genau. Die meisten Strafpunkte für Zuspätkommen hatte sie ihm zu verdanken. Sein Unterricht begann pünktlich um acht Uhr morgens und Amelia fiel es schwer, vor neun richtig wach zu werden. An diesem Morgen jedoch winkte er sie einfach herein, als sie die Tür öffnete. Sie dachte schon, dass er sie heute wegen der Beerdigung verschonte, aber dann rief er ihr hinterher, als sie zu ihrem Platz ging.

»Ach, übrigens, Miss Duquesne. Das war Ihre dritte Verspätung in diesem Monat. Melden Sie sich nach dem Unterricht doch bitte bei mir.«

Amelias Schultern sackten herab. Niedergeschlagen und unter allgemeinem Gekicher setzte sie sich an ihren Tisch. Mr Markham führte seinen Vortrag über den Amerikanischen Bürgerkrieg an der Stelle fort, wo er ihn unterbrochen hatte. Amelia schlug ihr Schulbuch auf, während sie die Blicke der anderen auf sich spürte. Der Tod ihres Onkels war in der vergangenen Woche das beherrschende Thema auf dem Schulhof gewesen. Wie eine Gewitterwolke hatte sie das Gerede über seinen Landesverrat überall auf dem Schulgelände verfolgt.

»Es heißt, sie hätten ihn heute Morgen beerdigt«, flüsterte ihr eine Mitschülerin höhnisch zu. Sie saß in der Reihe vor Amelia und hatte sich zu ihr umgewandt, als Mr Markham gerade etwas an die Tafel schrieb.

Das Mädchen hieß Rebecca und war die Tochter eines Kongressabgeordneten. Eine von vielen auf Pembroke. Politiker

schickten ihre Töchter mit Vorliebe auf diese Schule, da sie von zahlreichen Großstädten an der Ostküste aus bequem erreichbar war und zudem im Ruf stand, sowohl Uni-Aspirantinnen hervorzubringen als auch wohlerzogene Heiratskandidatinnen. Amelia, die beide Werdegänge nicht sonderlich reizten, war ungeachtet des renommierten Ministeriumspostens ihres Onkels stets eine Außenseiterin geblieben. Jetzt, nach seiner Ächtung, verschloss sich der innere soziale Kreis in Pembroke erst recht für sie.

»Und du wirst dich jetzt, da dein Onkel tot ist, wahrscheinlich Richtung Mütterchen Russland absetzen, wie?«, fragte Rebecca.

»Yep«, erwiederte Amelia trocken, ohne den Kopf aus ihrem Schulbuch zu heben. »Sobald Stalin mir den Flieger schickt.« Eine andere Mitschülerin links von ihr schnappte nach Luft.

»Pass besser auf mit deinen Witzeleien«, fauchte Rebecca drohend. »Mein Vater sagte, dass sie deinen Onkel, wenn er noch am Leben wäre, bestimmt auf den elektrischen Stuhl geschickt hätten. Er meint, dass er das verdient hätte angesichts seines Verrats am eigenen Land.«

»Mächtig forsch für einen Mann, der die Ergebnisse eines Hörtests gefälscht hat, um seiner Einberufung zu entgehen«, schoss Amelia zurück.

Mr Markham ermahnte sie von der Tafel aus zischelnd und verwarnte namentlich Amelia. Rebecca wartete, bis er sich wieder umgedreht hatte, bevor sie weiterstichelte.

»Angeblich wurde er umgebracht, als er gerade dabei war, den Russen Geheimnisse zu verkaufen. Mit einem Kopfschuss, richtig?«

Amelia stellte ihr Buch senkrecht vor sich auf und zog den Kopf ein.

»Ist deine Mutter nicht auch an einem Kopfschuss gestorben?

Irgendwie ist mir so. Bloß dass es bei ihr anders war, wenn ich mich recht erinnere. Sie hat sich selbst erschossen.«

Amelia packte ihr Buch noch fester. Ihr Blick huschte zu Mr Markham und sie überlegte, ob die Befriedigung, diesem Miststück gehörig den Kopf zu waschen, den nächsten Strafpunkt wert war.

Rebecca rückte näher, langte über das Buch hinweg und verdeckte mit einer Hand die Seite, die Amelia gerade anstarrte. »Nachvollziehen kann ich's schon. Mir wäre auch nach Sterben zumute, wenn ich ein Kind mit einem verheirateten Mann hätte. Stell dir das doch mal vor. Wie es sich anfühlen muss, von keinem gewollt zu sein. Ach ja ... schätze, du musst dir das gar nicht groß vorstellen, wie?«

Amelia knallte das Buch zu. Rebecca zog ihre Hand zwischen den Seiten hervor und schrie auf, viel lauter als angebracht.

»Miss Duquesne!«, bellte Mr Markham und deutete auf die Tür. »Raus!«

Begleitet von allgemeinem Gekicher sammelte Amelia ihre Schulsachen zusammen. Draußen im Flur setzte sie sich auf die Bank, die anscheinend exklusiv für sie hier aufgestellt worden war. Sie warf einen Blick auf die Wanduhr. Fünf Minuten bedeuteten sogar für sie einen neuen Rekord.

Pembroke Academy war ein hoch angesehenes privates Mädcheninternat, das keine Toleranz für Regelverstöße zeigte und wenig Verständnis für spitze Bemerkungen – beides Dinge, zu denen Amelia im Übermaß neigte. Sie konnte es einfach nicht lassen, zu spät zu kommen, sich nachts noch in die Speisesäle zu schleichen oder ihren Lehrern zu widersprechen. Alles Abwehrmaßnahmen. Schon früh im Leben hatte sie gelernt, den mitleidigen Ausdruck in den Blicken anderer zu erkennen und zu hassen.

Amelia unterdrückte die Tränen, die ihr in die Augen stiegen, für den Fall, dass zufällig jemand vorbeikam. Sie wusste nicht einmal, ob es ihr gestattet war zu trauern. Bei der Beerdigung hatte es keine Rolle gespielt, schließlich waren kaum Leute da gewesen. Aber durfte sie hier weinen, nach allem, was ihr Onkel getan hatte? War es hinnehmbar, um einen Hochverräter zu trauern, oder machte sie das in den Augen der anderen ebenfalls zur Verräterin? Das Bild von dem Sarg wollte ihr einfach nicht aus dem Kopf gehen. Immerhin hatte man den Deckel vor der Zeremonie geschlossen und es war ihr erspart geblieben, den Leichnam noch einmal zu sehen. Den Onkel, der sie nach dem Tod ihrer Mutter großgezogen hatte, aus dessen Zügen alle Farbe, alles Leben gewichen war.

Amelia war sieben Jahre alt gewesen, als ihre Mutter starb. Onkel Ernest, unverheiratet und alleinstehend, mit einem voll gepackten Terminkalender und keinerlei Erfahrung mit Kindern, war der Letzte, von dem man angenommen hätte, er würde ihre Erziehung übernehmen. Doch am Ende war er der Einzige gewesen, der sich dazu bereit erklärte. In den ersten Monaten des Zusammenlebens war Amelia so schüchtern gewesen, dass sie kaum ein Wort redete und es lieber bei Kopfbewegungen beließ. Er hatte ihr ein Zimmer im ersten Stock gegeben, mit Blick auf die Eiche hinter dem Haus. Der Raum hatte zuvor als eine Art Bibliothek gedient und war mit deckenhohen Bücherregalen vollgestellt. Wuchtige Lederbände reihten sich darin, bis zur letzten Seite gefüllt mit Namen, Daten und Geschichten aus fernen Ländern.

»Das war mal die Abteilung europäische Geschichte«, hatte er verlegen bei ihrer Ankunft erklärt und war mit ihrem winzigen Köfferchen in der Tür stehen geblieben. »Ich versprech dir, alles auszuräumen, sobald ich einen anderen Platz dafür gefunden habe.«

*Wo denn?*, hatte Amelia gedacht und sich umgeschaut.

Mit den Regalen, die sämtliche Wände bedeckten, und den Bücherstapeln, die überall dort aufragten, wo nicht gerade gegessen oder geschlafen wurde, ähnelte das Haus von Onkel Ernest eher einer Bibliothek als einem Ort, an dem man wohnte. Um Platz in ihrem Zimmer zu schaffen, ließ er im Esszimmer weitere Regale aufstellen. Doch da fing Amelia bereits an, ihn beim Frühstück über Jeanne d'Arc, Maximilien de Robespierre und Heinrich VIII. auszufragen, und ihm wurde klar, dass sie die Nächte, in denen Träume von ihrer Mutter sie wachhielten, mit Lesen verbracht hatte. Das erste richtige Gespräch, das sie mit ihrem Onkel führte, ergab sich in Anschluss an ihre Frage, was das Wort »Guillotine« bedeutete. Damit brach sie ihr Schweigen, das sie sich in den vergangenen zwei Monaten selbst auferlegt hatte. Die Bücher blieben also, wo sie waren. Allerdings entfernte er ein paar der grausamsten und ersetzte sie durch Gedichtbände, die ihr beinahe ebenso großes Vergnügen bereiteten wie historische Themen. Schon bald hatte sie viele Gedichte auswendig gelernt und stand dem Onkel beim Zitieren der Verse in nichts nach.

Im Lauf der Zeit waren es Albträume, die die Träume von ihrer Mutter ablösten. Darin fand sie sich beim Erwachen einsam und verlassen in diesem Haus wieder, Onkel Ernest war mitten in der Nacht geflohen und hatte sie allein zurückgelassen.

»Du wirst mich nicht los, Kleines«, versicherte er ihr nach solchen Nächten, drückte sie an sich und strich ihr über das Haar. »Ich werde dich niemals verlassen.«

Und jetzt war es geschehen. Sie war allein. Er hatte sie doch verlassen.

Während all diese Gedanken und Erinnerungen durch ihren Kopf schwirrten, wanderten Amelias Finger zu der Uhr an ihrem Handgelenk. Sie hatte Moira Donnelly angelogen, als sie

sagte, sie wüsste nicht, wo sie wäre. Sie hatte vor drei Tagen plötzlich in ihrem Schulpostfach gelegen, sorgfältig eingeschlagen in braunem Packpapier. Kein Begleitschreiben. Kein Absender. Nichts, das Auskunft darüber gab, wie sie überhaupt dorthin gelangt war – was eigentlich ihr Misstrauen hätte erregen sollen. Doch sie war viel zu erleichtert, um besorgt zu sein. Nichts erinnerte so sehr an Onkel Ernest wie diese Uhr. Solange sie zurückdenken konnte, hatte er sie jeden Tag getragen. Die Vorstellung, sich von ihr zu trennen, sie dieser Frau zu geben, war unerträglich.

*Nicht aufziehen*, hatte sie gewarnt.

Aber warum nicht? Es war eine Uhr und Uhren zog man auf. Ihr Onkel hatte noch mehr Uhren. Er bewahrte sie in einer Schachtel im Schlafzimmer auf, und obwohl er stets nur diese hier trug, hatte er auch die anderen jeden Tag aufgezogen, damit die Uhrwerke nicht einrosteten. Als sie klein war, hatte Amelia ihm immer dabei zugesehen und aufmerksam studiert, wie seine Hände dafür sorgten, dass sie weiterliefen. Eine stehen gebliebene Uhr war das Schlimmste, was passieren konnte. Versäumte Zeit.

»Zeit will bewusst erfahren werden«, hatte er ihr beim Aufziehen erklärt. »Du musst sie behüten, nur dann behütet sie dich.«

Amelia schob ihren Ärmel zurück. Unschlüssig schwieben ihre Finger über der Krone der Uhr. Vielleicht dachte Moira, sie wüsste nicht, wie eine Uhr richtig aufgezogen wird. So ein Uhrwerk konnte kaputtgehen, wenn man es falsch machte. Aber Amelia kannte sich aus damit. Die Neugier siegte. Sie zog die Krone behutsam ein Stück heraus, drehte sie ein paarmal, erst vorwärts, dann rückwärts, aber nichts geschah. Missmutig kniff Amelia die Augen zusammen, war ein wenig enttäuscht. In diesem Moment erbebte die Uhr geradezu und die Zeiger auf dem Zifferblatt blieben schlagartig stehen. Eine Pause trat

ein, kaum eine Sekunde lang, dann setzten sie sich wieder in Bewegung. Nur dass sie jetzt rückwärts liefen.

Amelia richtete sich gespannt auf.

»Amelia?«, rief Mr Markham aus der geöffneten Tür zum Klassenraum.

»Was ist los?«, erwiderte sie und hob den Kopf. Sie war verärgert über die Unterbrechung.

»Mäßigen Sie Ihren Ton, Miss Duquesne!«, ermahnte er sie ebenso übellaunig. »Sie dürfen wieder reinkommen. Ich erteile gleich die Hausaufgaben für heute.«

Amelia schob den Ärmel ihrer Strickjacke zurück über die Uhr und stand auf. Die Worte des Gedichts, das Moira zitiert hatte, kamen ihr unvermittelt wieder in den Sinn, so klar, als würde die Frau direkt neben ihr stehen.

*Zwischen Idee und Wirklichkeit ...*

Ein merkwürdiges Prickeln zog sich von Amelias Kopfhaut die gesamte Wirbelsäule entlang.

*... fällt der Schatten.*

Sie trat durch die Tür in den Klassenraum und mit einem Mal geriet die Welt aus den Fugen. Zuerst hörte sie jemand schreien. Dann schrien Hunderte, alle zugleich. Echos der Stimmen hallten wider aus einem Abgrund, den sie nicht sehen, aber fühlen konnte. Ihr Körper taumelte am Rande unermesslicher Tiefen. Und schließlich fiel sie, stürzte durch Finsternis und Schatten. Ein Schwall heiße Luft schlug ihr entgegen und das Fallen hörte plötzlich auf. Es gab weder einen Aufschlag noch ein blitzartiges Abbremsen. Ihre Füße standen einfach wieder auf festem Grund, so als wäre nichts gewesen.

Sie öffnete die Augen, hörte, wie sich ihr eigener Atem ausdehnte. Vor ihr weitete sich eine stille Höhle. Zu beiden Seiten ragten Wände in die Höhe. Eine verschwommene Ansammlung von Schatten tanzte am Ende ihres Sichtfelds. Ihre Augen

gewöhnten sich an das Dunkel und nun erkannte sie, dass die Wände in Wahrheit Bücherregale waren, die sich labyrinthartig vor ihr ausbreiteten. Verzweifelt griff sie mit schweißnassen Händen nach der Uhr und drehte erneut die Krone. Als sie einen Schritt zurückwich, blieb ihr Fuß am Türrahmen hängen. Sie spürte einen Ruck von hinten, als hätte ihr jemand eine Schnur um die Taille gebunden, gefolgt von einem Anheben, bevor ihre Füße wenig später den Boden wieder berührten.

Sie hielt ihre Augen geschlossen aus Angst vor dem, was sie womöglich erblicken würden, wenn sie sie öffnete. Die Stille war fort, weggefegt so abrupt, wie sie gekommen war. Stattdessen hörte sie das leise Rascheln von Wind in herabgefallenem Laub, ein metallisches Klicken ...

»Anordnungen zu befolgen, ist nicht deine Stärke, versteh'e.« Amelia riss die Augen auf.

Sie stand auf dem Friedhof am Grab ihres Onkels. Zwischen Wolken zeigte sich das Morgenlicht. Links von ihr blies Moira Donnelly eine lange Rauchsäule in die Luft und schaute dabei auf ihre eigene Uhr.

»Daran müssen wir noch arbeiten«, sagte sie, senkte den Arm und fixierte Amelia aus dunklen Augen.

Mit einem heftigen Schnaufen stieß Amelia den Atem aus, den sie angehalten hatte, seit sie in den Abgrund gekippt war. Wie lange war das jetzt her? Stunden? Sekunden? Sie wusste es nicht. Alles war genau so, wie es morgens gewesen war. Ihre Schuhe durchnässt vom feuchten Gras, Regentropfen schlügen ihr ins Gesicht, das offene Grab mit dem noch immer sichtbaren Sarg.

»W-was ist passiert?«, fragte sie und blickte Moira verzweifelt an.

»Das sollte ich dich fragen«, konterte Moira, deren rote Mundwinkel amüsiert zuckten.

Amelia versuchte, nach Luft zu schnappen, doch jeder Atemzug blieb ihr im Halse stecken.

»Ich versteh nicht. Ist das ... sind Sie ... welche *Uhrzeit* haben wir?«

Moira zog an ihrer Zigarette, bevor sie antwortete. »Etwa dreißig Sekunden nach acht am Morgen.«

»Aber ich ... eben war doch noch ...«, stammelte Amelia, der die Augen fast aus dem Kopf fielen.

»Ich habe dich doch gewarnt, sie nicht aufzuziehen.«

»Ich weiß. Aber ich war draußen im Flur und dann bin ich durch die Tür ...« Amelia machte eine Pause, um Luft zu holen.  
»Und dann ...« Sie verstummte.

»Und dann?«, bohrte Moira mit erhobenen Brauen nach.

Amelia fehlten die Worte. »Keine Ahnung«, antwortete sie kopfschüttelnd.

Es war alles verschwommen. Das Fallen, die Schreie, der Abgrund.

Moira schnippte die Zigarette fort und ergriff Amelias Handgelenk. »Tja, dann werden wir dich wohl besser mal zurückbringen.«

»Wovon reden Sie überhaupt?«

»Zurück in die richtige Zeit«, erklärte Moira, während sie bereits an der Krone der Uhr fingerte. »Wenn du diesen Ort verlassen hast, dreh noch einmal an der Uhr und eine Tür wird sichtbar werden, die dich ins Klassenzimmer zurückbringt. Das dürfte genügen.«

Amelia versuchte, sich loszureißen, und Moira schlug ihr heftig auf den Handrücken. »Aber ich dachte ...«, begann Amelia verwirrt. »Wollen Sie mir die Uhr nicht wegnehmen?«

»Ich fürchte, dafür ist es jetzt zu spät. Wir reden ein andermal weiter.« Moira drückte die Krone zurück, die mit einem leisen Knacken einrastete. »Und ab mit dir!«

»Aber ich ... wie?«

»Welche Art Durchgang ist egal. Eine Tür, ein Tor oder ...« Moira brach ab und schaute sich auf dem menschenleeren Friedhof um. »Noch ein Gedicht. Mal sehen, ob du es erkennst. Walt Whitman. ›Dein Königreich betretend, trübe, unermessliche Weiten ... Alldort an deinen Pforten ...‹«

Verstört, wie sie war, brauchte Amelia eine Weile, um das Gedicht in ihrem Kopf zusammenzusetzen. Moira hatte die Verse in einer anderen Reihenfolge aufgesagt. Aber Walt Whitman war einer von Amelias Lieblingsdichtern.

»... auch der Tod.« Damit beendete Moira die Rezitation und schenkte ihr ein breites, katzengleiches Lächeln. »In vielen Religionen gelten auch Gräber als Pforten, mein Liebes. Türen zu einer Welt, die sich inmitten unserer befindet und dennoch jenseits von ihr.«

Amelia entfuhr ein leiser Aufschrei. »Was meinen Sie damit?«, fragte sie.

»Kopf einziehen«, antwortete Moira nur. Ein kurzer Stoß mit einer Hand und Amelia stürzte rückwärts ins offene Grab.

Sobald Amelia verschwunden war, seufzte Moira tief auf. Das dürfte komplizierter werden als gedacht. In aller Ruhe machte sie sich für den nächsten Termin bereit. Auf dem Parkplatz schüttelte sie sorgfältig den Schirm aus und klopfte den Regen von ihrem Mantel. Ihr Wagen, ein knallroter Cadillac mit schwarzem Dach, zählte zu den vielen Dingen, mit denen sie es sehr genau nahm. Auf keinen Fall durfte der Innenraum nass werden. In einer Stadt wie Boston war allein schon der Besitz eines Autos ein wichtiges Statussymbol. Das galt einmal mehr für den Besitz eines derart sauberen und gepflegten Wagens.

Nichts war Moira wichtiger, als unhinterfragte Kompetenz auszustrahlen. Sie war vollkommen unabhängig, hatte ihr eige-

nes Geld, ihre eigene Wohnung. Dazu beruflichen Erfolg im Außenministerium, worum sie so mancher Kollege beneidete. Sie hatte sich ihre Position hart erarbeitet, aber sie wusste auch, dass viele im Amt sie noch immer als stets lächelnde, zurückhaltende, entgegenkommende Sekretärin von Jack Dillinger sahen, die sie zu Beginn ihrer Laufbahn vor zehn Jahren gewesen war. Die Mitarbeiter akzeptierten sie zwar als ihren Boss, doch das hinderte sie keineswegs daran, sie aufmerksam im Auge zu behalten und nur darauf zu warten, dass ihr ein Fehler unterlief.

Aus diesem Grund tat Moira alles, um niemals Schwäche zu zeigen. Die Kollegen erwarteten Entgegenkommen, also gab sie sich dickköpfig. Sie forderten Zurückhaltung, also kehrte sie ihre herausfordernde Seite hervor. Sie wollten ein Lächeln, also zeigte sie sich kalt, ungerührt und unverblümt. Eine Frau, die niemanden brauchte, der ihr die Wagentür öffnete, bei der eher die Gefahr bestand, dass sie einem die Hand abriss vor lauter Wut über Fingerabdrücke am Lack. Sie achtete penibel auf ein makelloses Aussehen. Ihr schwarzes Haar endete stets akkurat knapp unterhalb des Kinns und sie mied die steifen Röcke und fröhlichen Kleider, wie sie die Ehefrauen ihrer Arbeitskollegen so gerne trugen. Stattdessen wählte sie Hosen, die die Taille betonten, spitz zulaufende Absatzschuhe und Rollkragenpullis in dunklen Farbtönen. Und niemals, unter gar keinen Umständen, ging sie zur Arbeit, ohne zuvor Kajal aufgetragen und sich die Wimpern mit größter Präzision getuscht zu haben.

Obwohl sie an diesem Morgen keinem ihrer Kollegen begegnen würde, blieb ihr Auftreten selbst hier vor dem zentralen Verwaltungsgebäude der Pembroke Academy makellos. Sie wartete und rauchte, ließ ihren linken Ellbogen aus dem geöffneten Seitenfenster hängen. Es war noch reichlich früh. Von ihrem Platz aus konnte sie das Büro ausmachen, in dem

Amelia Duquesne in ein paar Stunden ihr Gespräch mit dem Dekan haben würde. Wie sich herausgestellt hatte, war dieser nach Ernests Tod die bedeutsamste Person in Amelias Leben. Er würde entscheiden, was mit dem armen kleinen Waisenkind geschah.

Moira beobachtete, wie der Dekan ein paar Reihen weiter einparkte und mit einem Stapel Aktenmappen unter dem Arm und einer ledernen Umhängetasche über der Schulter ausstieg. Ein fader Endfünfziger mit Halbglatze, der eine Tweedjacke mit Ellbogenflicken trug. Als er die Wagentür schloss, rutschte ihm der Träger der Umhängetasche in die Armbeuge und beim Versuch, das zu korrigieren, verlor er prompt die Kontrolle über die Aktenmappen. Papiere flogen in alle Richtungen, wurden vom Wind über den Parkplatz getrieben. Mit einem lauten Fluch stellte er die Tasche ab, um ihnen hinterherzulaufen.

Das war ihre Chance. Moira nahm einen letzten Zug, schnippte die Zigarette fort und fasste an die Krone ihrer Uhr. Bloß eine Achteldrehung und die Zeit lief zitternd rückwärts. Die Unterlagen sprangen vom Boden zurück in die Mappen und unter den Arm des Dekans. Die Tasche schlängt sich ordentlich um seine Schulter. Moira ließ die Krone wieder einrasten und stieg aus dem Wagen, als auch er gerade die Tür öffnete.

»Dekan Hodgkins?«, fragte sie, während sie mit klackernden Absätzen auf ihn zuschritt.

Er schaute hoch. Die Tasche rutschte. Er griff danach. Doch diesmal hatte Moira ihm die Aktenmappen abgenommen, bevor sie herunterfallen konnten.

»Darf ich Ihnen damit behilflich sein?«, bot sie an und gab ihm Gelegenheit, sie in Ruhe zu taxieren. Sie beobachtete ihn genau. So wie er auf sie reagierte, würde ihre bevorstehende Unterhaltung verlaufen. Einen Wimpernschlag später klemmte

sie sich die Akten unter den Arm und streckte ihm die freie Hand entgegen.

»Tut mir schrecklich leid, Sie hier so zu überfallen. Mein Name ist Moira Donnelly.«

Dekan Hodgkins schrak wie ein verängstigtes Vögelchen zusammen und reichte ihr mit einigen Verrenkungen die freie Hand. »Sehr erfreut. Ich würde mich ja auch vorstellen, aber ... nun, Sie scheinen ja bereits bestens informiert zu sein.«

Moira schmunzelte. Die Eröffnungsszene verlief genau nach Plan. Zwei Figuren in einem Film, die sich zum ersten Mal begegneten. Sie gab vor, in seinem Büro angerufen, aber niemanden erreicht zu haben. Er machte eine ironische Bemerkung über die Inkompotenz seiner Sekretärin und Moira tat, als fände sie das lustig. Solange wie möglich redete sie um den heißen Brei herum, lobte die Arbeit der Schule, schwärmte von ihrem guten Ruf. Dabei hielt sie die ganze Zeit über Blickkontakt. Als sie zum eigentlichen Anlass ihres Besuchs kam, wusste sie alles über ihn, was für sie wichtig war. Er mochte sie. Er kaufte ihr die geheuchelte Liebenswürdigkeit ab. Vor allem aber fand er sie attraktiv. Das erkannte sie daran, dass er die linke Hand mit dem Ehering zu verbergen suchte und sich leicht nach vorn beugte, wenn sie sprach, um nur ja jedes Wort aufzusaugen, das ihr über die perfekt geschminkten Lippen kam.

Diese Unterhaltung würde gut verlaufen.

Amelia landete auf dem Rücken, schlug die Augen auf und fand sich inmitten eines dunklen, stillen Orts wieder. Nach Luft ringend, rappelte sie sich auf die Beine und suchte verzweifelt nach der angeblichen Tür, die Moira erwähnt hatte. Vor ihr lag ein schmaler Gang, dessen Wände zu beiden Seiten weit in die Höhe reichten. In ihrer Panik erkannte sie erst auf den zweiten

Blick, dass es sich dabei um Bücherregale handelte, vollgestopft mit alten Lederbänden. Sie wollte sich die Bücher schon genauer ansehen, doch dann hörte sie Schritte von irgendwo außerhalb ihres Blickfelds. Hektisch drehte sie an der Krone der Uhr und stürzte auf die Tür zu, die sich vor ihr öffnete. Ohne lange zu überlegen, riss sie den Knauf herum.

Mit einem Schrei fiel sie zur anderen Seite, krallte sich im letzten Moment mit beiden Händen am Rahmen fest. Sie zitterte am ganzen Körper vor Angst und wagte es nicht, die Augen aufzuschlagen. Ihre Ohren nahmen das Gekicher im Raum gar nicht richtig wahr, bis Mr Markham plötzlich ihren Namen sagte.

»Miss Duquesne?«, fragte er. Eher besorgt als ermahnd. »Alles in Ordnung mit Ihnen?«

Amelia starre ihn an, hatte Mühe, sich zu orientieren. Ihr Blick wanderte durch den Raum. Über die spöttischen Gesichter ihrer Klassenkameradinnen. Sie kontrollierte ihre Füße, sah den vertrauten Fliesenboden, auf dem sie standen. Vorsichtig schaute sie über die Schulter, erwartete dort den dunklen Ort voller Bücherregale, entdeckte aber nur den Flur mit der einzelnen Schulbank. Erleichtert atmete sie auf.

»Miss Duquesne?«, wiederholte der Lehrer. »Soll ich die Krankenschwester rufen?«

»Nein«, erklärte Amelia erschöpft. »Nein. Mir geht's gut.«

Rasch huschte sie an ihren Platz und sank kraftlos auf den Stuhl, während Mr Markham an sein Pult trat und die Hausaufgaben für heute verkündete. Amelia senkte den Kopf und betrachtete die Uhr an ihrem Handgelenk. Sie ging nicht mehr rückwärts. Es war bestimmt alles nur ein Traum gewesen, sagte sie zu sich selbst. Offenbar war sie draußen auf dem Flur eingeschlafen. Wahrscheinlich hatte ihr Körper automatisch reagiert, als ihr Geist noch der Realität zu entfliehen suchte, und

sie war im Schlaf zur Tür gelaufen. Das hatte es früher schon gegeben. Nach dem Tod ihrer Mutter war sie über Monate im Schlaf gewandelt. Viele Male hatte Onkel Ernest sie aufgefunden, als sie mit halb geschlossenen Augen an der Haustür stand und die Augäpfel unter ihren Lidern heftig arbeiteten. Wenn er sie dann weckte, hatte sie stets hastig und abgehackt gesprochen, von einem schmalen, dunklen Gang – ganz ähnlich dem, den sie jetzt gesehen hatte –, durch den sie der schemenhaften Gestalt ihrer Mutter gefolgt war.

Vielleicht wäre es ihr sogar gelungen, sich selbst einzureden, dass alles nur ein Traum gewesen war, doch dann tauchte Moira Donnelly wieder auf. Beim Mittagessen stand sie plötzlich vor der Mensa. Zuerst wollte Amelia sie einfach ignorieren.

»Amelia«, rief Moira so laut, dass mehrere Schülerinnen um sie herum neugierig wurden. »Komm bitte einmal her.«

Amelia blieb unbeweglich stehen, die Bücher mit beiden Armen fest umschlungen, und überlegte, ob sie ihr folgen sollte oder nicht.

»Wenn du jetzt nicht kommst, finde ich dich eben später«, stellte Moira klar. »Mit solchem Haar ist es schwer, sich zu verstecken.«

Amelia schnaufte entrüstet und stapfte trotzig zu ihr hinüber. »Was wollen Sie?«

»Ich sagte doch, wir reden später weiter.«

»Dann reden Sie.«

»Bist du eigentlich immer so grob oder behandelst du nur mich so?«, erwiderte Moira stirnrunzelnd. Dann zog sie ihre Autoschlüssel aus der Handtasche und klimperte damit. »Wie wär's mit Mittagessen?«

»Was?«

»Damit wir reden können. Gar nicht weit von hier gibt es einen Laden, der exzellente Pastrami-Sandwichs macht.«

»Ich fahre nirgendwohin mit Ihnen. Außerdem habe ich gleich wieder Unterricht.«

»Nein, hast du nicht. Du hast eine Freistunde nach der Mittagspause.«

»Woher wissen Sie denn das schon wieder?«, stieß Amelia gernervt aus.

»Ich habe den Dekan nach deinem Stundenplan gefragt.«

»Und er hat Ihnen den einfach so gegeben?«

»Nicht sofort. Aber dann habe ich ihm erzählt, ich sei eine entfernte Cousine und gerade aus London eingetroffen, um mich nach dem Tod deines Onkels um dich zu kümmern, und da gab er ihn mir.«

»Sie *sind* aber nicht meine Cousine.«

»Nein, natürlich nicht. Allerdings bin ich deine einzige Chance. Vor meinem Besuch war dein Dekan hier drauf und dran, das Jugendamt anzurufen, damit sie dich abholen und in eine Wohngruppe stecken. Du solltest mir also dankbar sein. Und jetzt los. Wenn du keine Lust auf Mittagessen hast, bringe ich dich eben nach Hause. Ich mach uns Kaffee und wir reden dort.«

»Nach Hause?«, wiederholte Amelia gereizt.

»Ins Haus deines Onkels. Liegt doch nur eine Stunde von hier entfernt, oder?«

Amelia wollte erneut protestieren, aber Moira brachte sie mit einer Handbewegung zum Schweigen. »Keine Sorge wegen des Unterrichts morgen. Ich habe mit dem Dekan gesprochen und wir sind übereingekommen, dass du eine Auszeit gebrauchen kannst. Damit du in Ruhe trauern kannst. Und jetzt los!«

»Sie haben mich in ein Grab gestoßen«, beschwerte sich Amelia und verschränkte unwillig die Arme.

»Du hast doch nicht hören wollen. Das wäre nicht nötig gewesen, wenn du nicht an der Uhr gedreht hättest.«

»Das ist ... wirklich passiert?«, fragte Amelia, die ihre Neugier nicht länger zügeln konnte.

»Und ob.«

Amelia starrte sie an.

»Es gibt viel zu erklären«, fuhr Moira fort und sah ihr ernst in die Augen. »Aber was du vor allem wissen solltest: Dein Onkel war kein Kommunist.«

Erleichterung durchdrang all die Wirrnisse in ihrem Hirn wie ein Sonnenstrahl, der durch die Wolkendecke bricht.

»War er nicht?«

»Nein. Aber umgebracht wurde er von einem.«

Als sie am Haus ankamen, hatte es wieder zu regnen begonnen. Moira parkte am Bordstein und beugte sich vor, um durch das Beifahrerfenster einen besseren Blick zu bekommen. Aufmerksam studierte sie jeden Giebel und jedes Fenster. Amelia saß daneben und schmollte noch immer. Ihr Schockzustand hatte gerade lange genug angehalten, dass Moira sie zum Wohnheim führen konnte, aber sobald sie begonnen hatte, ihre Sachen zu packen, war sie erneut in diese bockige Haltung verfallen. Laut maulend, dass sie keine Hilfe benötige, hatte Amelia planlos zerknitterte Blusen und Pullover in eine Tasche gestopft. Einzig den Stapel Gedichtbände, den sie vom Regalbrett über dem Schreibtisch nahm, behandelte Amelia mit einer gewissen Sorgfalt. Die zerlesenen alten Ausgaben von Whitman, Yeats und Byron umschloss sie sicher mit beiden Armen.

Während der Fahrt zum Haus hatte Amelia ihr feindseliges Schweigen kein einziges Mal gebrochen, und das ungeachtet der zahlreichen Fragen, die sie – davon war Moira überzeugt – intensiv beschäftigten. Amelias Starrsinn war noch ausgeprägter, als Moira erwartet hatte. Sie wollte Antworten, aber nicht von *ihr*.

»Sollen wir reingehen?«, fragte Moira.

Wortlos stieg Amelia aus dem Wagen und knallte die Tür hinter sich zu. Moira verdrehte die Augen, nahm die Tasche mit Kleidung vom Rücksitz und ging ihr nach. Amelia stand auf der Eingangsveranda und stierte die Tür an.

»Was ist los?«, fragte Moira.

»Ich habe keinen Schlüssel«, murmelte Amelia.

Moira zog triumphierend einen Schüsselbund aus der Tasche und grinste angesichts Amelias ungläubigem Blick, den sie ihr zuwarf. Drinnen waren alle Vorhänge zugezogen. Ein dunkler Trauermantel lag über dem Haus. Moira schaltete das Licht ein und sah sich im Eingangsbereich um. Das Haus war so, wie sie es erwartet hatte. Alt und wohlgepflegt, aber voller Bücher in zahllosen Regalen.

»Ganz schön ... miefig. Wird hier denn nie gelüftet?«

»Feuchtigkeit schadet den Büchern«, erklärte Amelia und klang dabei noch mehr wie Ernest als sonst. »Verursacht Schimmel.«

»Dann öffne doch wenigstens die Vorhänge, ja?«, bat Moira und ging Richtung Küche. »Kein Wunder, dass du so blass bist.« Sie orientierte sich rasch in der Küche, griff nach dem Kessel und füllte ihn mit Wasser. »Kaffee?«, rief sie.

»Was? Nein. Wollten Sie mir nicht erzählen, was hier eigentlich geschieht?«

»Ach, sprichst du wieder mit mir?«

»Sie sagten, wir würden reden.«

»Werden wir auch«, versprach Moira und deutete auf den Kessel. »Bei einem Kaffee.«

»Ich darf keinen Kaffee trinken«, erwiderte Amelia trotzig.

»Das erlaubt Onkel Ernest nicht.«

»Er bietet ihn dir aber jetzt nicht an, sondern ich«, stellte Moira klar und fügte nach kurzer Pause hinzu: »Ich kann dir

auch Tee machen, wenn dir das lieber ist. Mir allerdings nicht.  
Ich hasse Tee.«

»Kaffee geht schon«, meinte Amelia und schnaufte genervt.

»Setz dich«, sagte Moira lächelnd.

Amelia rutschte auf den Stuhl am Küchentisch und Moira kümmerte sich um das Kaffeewasser. Während es heiß wurde, stöberte sie in den Schränken, die nahezu leer waren. Die Milch im Kühlschrank war verdorben. Sie würde einkaufen müssen. Und zwar bald. Diese Erkenntnis ließ sie zum ersten Mal zögern, nachdem bis jetzt alles wie von ihr geplant gelau-  
fen war. Was aßen Mädchen in Amelias Alter überhaupt? Moira selbst befolgte eine strikte Diät aus Kaffee, Zigaretten und kalten Sandwichs. Heranwachsende Teenager brauchten rich-  
tiges Essen. Drei Mahlzeiten am Tag. Frische Milch. Gemüse. Sie portionierte löslichen Kaffee in zwei Becher und spürte, wie Amelia sie vom Tisch aus beobachtete. Sollten Fünfzehnjährige überhaupt schon Kaffee trinken?

»Wir müssen ihn schwarz trinken«, sagte Moira, füllte kochendes Wasser in die Becher und stellte einen auf den Tisch.

»Die Milch ist nicht mehr in Ordnung.«

Amelia nickte nur.

Moira setzte sich nicht. Den Kaffeebecher mit beiden Hän-  
den haltend, blieb sie an die Spüle gelehnt stehen. Die Zeit für Erklärungen war gekommen, Amelia wartete offensichtlich da-  
rauf. Moira sammelte sich kurz und begann.

»Zuerst etwas Grundsätzliches.« Sie sprach ganz ruhig. »Das Ganze ist nicht auf meinem Mist gewachsen. Ich bin nicht hier, um dir das Leben zu vermiesen, also Schluss mit den Bockig-  
keiten, okay?«

»Und warum sind Sie dann hier?«

»Nun, zum einen bin ich hier, um mich um dich zu küm-  
mern. Um dich vor Sachen zu schützen, über die wir gleich

sprechen. Zum anderen wurde ich hergeschickt, um den Mord an Ernest zu untersuchen.«

Wie zuvor schon, als von einer Ermordung Ernests die Rede war, begann Amelias sorgfältig errichteter Schutzwall zu bröckeln. Moira registrierte es mit einer geradezu perversen Genugtuung.

»Die Russen haben ihn umgebracht?«, erkundigte sich Amelia mit leiser Stimme.

»Davon gehen wir aus, ja.«

»Wie? Wann? Ich dachte, er wäre in Washington.«

»Als du die Uhr aufgezogen hast, bist du durch eine Tür getreten und an einem Ort gelandet, den du nie zuvor gesehen hast. Ein dunkler Ort, angefüllt mit schier endlosen Reihen von Bücherregalen, richtig?«

Amelia nickte. Ihre Fingerknöchel traten weiß hervor, so fest umklammerte sie den Becher.

»Dieser Ort nennt sich Zeitraum. Keine hundert Menschen haben ihn jemals zu Gesicht bekommen. Du gehörst jetzt dazu.«

»Und was ist das?«

»Es ist der Ort, an dem bewusstes Denken zur Erinnerung wird. Wo die Erinnerungen der Toten und die Gedanken der Lebenden sich in etwas anderes verwandeln.«

»Etwas anderes?«

Moira spitzte nachdenklich die Lippen. »Ihr habt doch Physik in der Schule, oder?«, versuchte sie es dann. »Sagt dir das Gesetz zur Erhaltung der Energie etwas?«

»Energie kann weder erschaffen noch zerstört werden«, antwortete Amelia mit einem Nicken. »Sie lässt sich nur umwandeln. Aber Gedanken sind doch keine Form von Energie.«

»Warum nicht? Du wirst müde, wenn du zu lange zu angestrengt nachdenkst, richtig? Bewusstes Denken kostet Energie.«

Aber wo geht diese Energie hin, wenn du das tust? Wo gehen diese Gedanken hin? Wenn sie nicht zerstört werden können, müssen sie ja irgendwo sein, habe ich recht?«

»Schätze schon«, kam es etwas zögerlich zurück.

»Wenn Denken also eine Form von Energie ist und Energie stets umgewandelt wird, wo gehen die Gedanken dann deiner Meinung nach hin?«

»In den Zeitraum?«

»Genau«, sagte Moira, trat zum Tisch und setzte sich.

»Aber was hat das mit meinem Onkel zu tun?«

»Aah. Was deinen Onkel betrifft, so musst du erst einmal wissen, dass er nicht für das Außenministerium gearbeitet hat, sondern für die CIA.«

»Er war also doch ein Spion?«, fragte Amelia, deren sowieso schon bleiches Gesicht angesichts dieser Neuigkeit noch farbloser geworden war.

»Nicht ganz«, antwortete Moira und deutete auf die Uhr an Amelias Handgelenk. »Er war ein Zeithüter. Er sammelte Erinnerungen. Deckte Wahrheiten auf, von denen andere gerne gesehen hätten, dass sie für immer verborgen blieben. Wir nennen so etwas temporale Aufklärung.«

»Und ... die Bücher in den Regalen ...«

»Sind Erinnerungen. Die Zeithüter im alten Rom begannen damit, sie auf diese Weise zu archivieren, und über die Jahrhunderte hinweg ist ihre Arbeit zu dem angewachsen, was du heute siehst. Eine Bibliothek des kollektiven Gedächtnisses der Menschheit.«

»Aber wenn es das war, wohin ich geraten bin ...«, begann Amelia und massierte sich angestrengt die Schläfen. »Wie bin ich im nächsten Moment bei Ihnen auf dem Friedhof gelandet?«

Moria runzelte die Stirn, überlegte, wie sie darauf antworten

sollte. Sie war sich nicht einmal sicher, ob sie es selbst verstand. »Die Zeit arbeitet auf geheimnisvolle Weise«, sagte sie schließlich. »Ich glaube, was dir passiert ist, nennt man temporale Verschiebung.«

»Eine Zeitreise?«

»Nein, du hast dich lediglich entlang deiner eigenen temporalen Ebene verschoben. Entlang deiner eigenen Erinnerungen. Eine Zeitreise wäre etwas anderes.«

Amelia schwieg. Sie schien das Gehörte zu verarbeiten und zwischen Ablehnung und Glauben zu schwanken. Moira kannte diese Phase nur zu gut. Alle Zeithüter hatten sie durchlaufen. Amelia hatte den Vorteil, dass sie jung war, sie konnte Zweifel leichter beiseiteschieben. Ihr Verstand war vergleichsweise formbar, eher bereit, auch das scheinbar Unmögliche zu glauben. Sie würde sich an die Dimensionen von Zeit gewöhnen, sie schneller akzeptieren und schneller lernen.

Amelia holte tief Luft. »Und die Russen haben meinen Onkel da drin umgebracht? Im Zeitraum?«

»Ja. Es ist nicht ungewöhnlich, dass Zeithüter, die gegensätzliche Ideologien vertreten, in Konflikt geraten. Wir streiten uns seit Jahrzehnten mit den Russen. Ernest leitete die Abteilung, die sich für eine Verbesserung der Beziehungen einsetzt.«

»Und wie bin ich an seine Uhr gekommen?«

»Sie haben sie uns zurückgeschickt und sich damit zu seiner Ermordung bekannt. Die meisten Uhren gehören dem Außenministerium, aber die von deinem Onkel war ein Familienerbstück. In seinem Testament hat er sie dir vermacht, daher habe ich sie dir mit der Post geschickt.«

»Demnach ... wussten Sie bereits, dass ich sie habe? Schon bevor Sie danach gefragt haben?«

»Ich wollte nur höflich sein. Ich konnte ja nicht ahnen, dass du mich anlügen würdest.«

»Und all diese Lügen darüber, dass er Kommunist war ...«, erwiderte Amelia und schüttelte wütend den Kopf. »All dieses Gerede davon, dass er Geheimnisse verkaufen wollte ... Warum lassen Sie die Menschen so etwas glauben?«

»Weil die Nachricht vom Mord an einem Regierungsagenten eine Menge Fragen aufwerfen würde. Sie würde viel zu viel Aufmerksamkeit auf Dinge lenken, die wir unbedingt geheim halten müssen. Die Menschen dürfen nichts erfahren über den Zeitraum und alles, was daraus folgt.«

Eine Pause entstand. Moira beobachtete Amelia scharf, drängte sie stumm dazu, die Frage zu stellen, die früher oder später kommen musste.

»Und warum erzählen Sie *mir* dann davon?«

»Da wird die Sache etwas komplizierter«, antwortete Moira und verzog nachdenklich den Mund. »Weißt du, wir haben es derzeit mit einer Art Rebellion zu tun.«

»Einer Rebellion?«

»Einer Bewegung. Es gibt da eine Gruppe von Zeithütern, nicht nur amerikanische, auch aus anderen Ländern, die sich in unsere Arbeit einmischt. Sie sind der Meinung, dass Geschichte nicht von staatlichen Stellen verwaltet werden sollte, und versuchen deshalb schon seit einer Weile, unsere Arbeit zu behindern. Gewöhnlich bedienen sie sich dabei eher subtiler Methoden, aber in letzter Zeit wurden sie deutlich ... forsch. Unsere Sorge ist nun, dass diese Rebellen sich mit den Russen zusammengetan haben.«

»Warum sollten sie das?«, fragte Amelia.

»Weil das Zeithüter-Programm der Vereinigten Staaten die derzeit größte und einflussreichste Regierungsbehörde ist, die den Zeitraum reguliert. Rebellen und Russen würden gleichermaßen davon profitieren, uns loszuwerden.«

»Ich verstehé noch immer nicht, was das mit mir zu tun hat.«

Moira beugte sich vor, ergriff Amelias Handgelenk und zog es sanft zu sich, bis die Armbanduhr genau zwischen ihnen war. Die Haut des Mädchens fühlte sich kalt und klebrig feucht an.

»Zum Zeitpunkt seiner Ermordung war Ernest auf der Suche nach etwas. Etwas sehr Wichtigem. Ein Buch mit Erinnerungen, das die Rebellen gestohlen und irgendwo im Zeitraum versteckt haben.«

»Was für Erinnerungen?«

»Gefährliche. Erinnerungen, die uns die Rebellen über die Jahre hinweg abgenommen haben. Darunter auch die Erinnerung, wie man solch eine Uhr herstellt.« Sie tippte zweimal auf Amelias Handgelenk. »Selbst vor dem Krieg gab es nur ein paar Menschen, die wussten, wie solche Uhren gefertigt werden. Die meisten von ihnen Deutsche. Die meisten von ihnen Juden. Und die wurden fast alle von den Nazis umgebracht. Die Nazis, die in den Zeitraum gelangten, begriffen seine Funktionsweise nicht richtig und vernichteten einen Großteil der Uhrmacher-Erinnerungen, bevor ihnen klar wurde, dass sie diese brauchten. Vor über einem Jahrzehnt stahlen die Rebellen die einzige verbliebene Sammlung solcher Erinnerungen und versteckten sie in einem Buch mit verloren gegangenen Erinnerungen. Wir glauben, dein Onkel hat dieses Buch vor seinem Tod gefunden und geriet damit ins Visier der Gegenseite. Und jetzt besitzt du seine Uhr. Du hast den Zeitraum gesehen und kennst die Wahrheit.« Moira machte eine Pause, holte tief Luft und sah Amelia direkt in die Augen. »Das Department hat mich damit beauftragt, dich zur Mithilfe bei der Wiederbeschaffung des Buches zu bewegen.«

Amelia riss ihren Arm zurück. »Mich?«, rief sie entsetzt. »Warum ich? Warum können Sie das nicht selbst? Haben Sie nicht noch andere Uhren?«

»Hatten wir.«

»Hatten.«

»Sie wurden gestohlen. Wahrscheinlich von den Rebellen. Weshalb wir unbedingt dieses Buch benötigen, um neue herstellen zu können.«

»Was ist mit Ihrer Uhr?« Amelia zeigte auf Moiras Handgelenk. »Die haben die Rebellen nicht gestohlen. Warum können Sie sich nicht auf die Suche machen?«

»So sah der Plan ursprünglich auch aus«, erwiderte Moira etwas säuerlich. »Aber mein Boss hat Nein gesagt.«

»Warum?«

»Die Russen wissen, wer ich bin. Sie besitzen Dossiers über jeden amerikanischen Zeithüter und jeden Mitarbeiter des Departments, der auf sie angesetzt werden könnte. Aber dich kennen sie nicht. Meine Vorgesetzten sind der Meinung, du kannst eher Erfolg haben.«

»Ich kann das nicht«, sagte Amelia. Ihre Augen verengten sich. »Und ich mache das nicht. Wenn es Ihnen nur darauf ankommt, dass die Russen die Person nicht kennen, dann können Sie auch jemand anderen nehmen.«

Moira stieß einen enttäuschten Seufzer aus. Sie hatte gehahnt, dass es Widerstand geben würde. Natürlich hatte sie das. Aber Jacks Anweisungen waren unmissverständlich gewesen. Sollte Amelia nicht freiwillig kooperieren, standen ihnen Mittel zur Verfügung, der Sache Nachdruck zu verleihen. Moira hatte gehofft, es würde nicht so weit kommen. Menschen waren leichter zu führen, wenn sie aus freien Stücken mitmachten. Sie stand auf, nahm die beiden halb vollen Kaffebecher und ging zur Spülöhne hinüber.

»Na schön. Dann suchen wir uns jemand anderen.«

Amelia atmete erleichtert auf. »Wirklich?«

»Ja, allerdings werden wir darüber sprechen müssen, wie es mit dir weitergeht, da du nicht bereit bist zu helfen«, erklärte

Moira. Sie schüttete die Kaffeereste aus den Bechern ins Spülbecken und verharrte einen Moment in der Haltung, bevor sie fortfuhr. »Bloß Nein zu sagen, so einfach ist das nicht, fürchte ich. Du weißt inzwischen zu viel. Staatsgeheimnisse von unschätzbarem Wert. So etwas kann das Department nicht einfach ignorieren. Und zu deinem Pech ließe sich dein Verschwinden im Moment leicht erklären. Dein Onkel ist als Kommunist gebrandmarkt. Als Landesverräter. Wie schnell werden die Menschen wohl glauben, dass du mit ihm gemeinsame Sache gemacht hast? Und die Russen rekrutieren junge Leute wie dich bekanntlich besonders gerne.«

Dem erstickten Geräusch nach verschlug es Amelia hinter ihr den Atem bei diesen Worten. Moira drehte sich nicht um, sondern wischte umständlich auch noch den letzten Tropfen Kaffee aus beiden Bechern, bis sie blitzblank waren.

»Du wirst an einen Ort verbracht, wo wir dich im Auge behalten können«, nahm sie den Faden mit monotoner Stimme wieder auf und wandte sich um zu Amelia. »In eine Einrichtung, wo alles, was du womöglich ausplauderst, als verrückte Spinnerei einer Anstaltsbewohnerin abgetan wird.«

Amelia sah aus, als würde sie sich am liebsten in Luft auflösen. Oder zu Wasser verflüssigen und durch den Dielenboden entweichen. Schweigend starrten sie einander an. Zu Moiras Überraschung verhärtete sich Amelias Miene plötzlich. Willenskraft trat an die Stelle von Angst. Sie hatte erkannt, dass Moira sie in die Ecke trieb und zu manipulieren versuchte. Besonders subtil war Moira schließlich nicht vorgegangen. Nur ein letzter Rest Furcht stand noch in Amelias Augen, denn sie wusste nicht, wie viel von dem Gehörten ernst gemeinte Drohung oder reiner Bluff war. Moira erlaubte sich einen seltenen Anflug von Mitgefühl, denn sie kannte die Wahrheit. Wusste, dass so gut wie nichts von dem, was sie gesagt hatte, vorgetäuscht war. Ein

Kind in einen Stellvertreterkrieg hineinzuziehen, war nicht ihre Idee gewesen. Jack hatte darauf bestanden. Er hatte sie, die Leiterin des Zeithüter-Programms, geschickt, um genau das zu erreichen, egal wie.

»Und wenn ich bereit bin zu helfen?«, erkundigte sich Amelia vorsichtig.

Moira kannte den Ausdruck in ihrem Blick, hatte ihn schon unzählige Male im Spiegel gesehen. Ein Funkeln, die Weigerung, sich herumkommandieren, herumschubsen und nötigen zu lassen. Der sehnliche Wunsch, selbst so weit wie irgend möglich über das eigene Schicksal bestimmen zu können. Plötzlich ergaben all die Strafpunkte von Amelia viel mehr Sinn. Moira schenkte ihr ein aufrichtiges Lächeln.

»Dann wirst du Zeithüterin.«